Pinſelſtriche

zu

einem hiſtoriſch-philoſophiſchen Gemählde

des

Menſchen und der Menſchheit.

Aus der ruſſiſchen Geſchichte.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Riga, 1794.

Gedruckt und verlegt von Julius Conrad Daniel Müller.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorbericht.

Sammlung iſt es, was ich dem Leſer hier übergebe; aus verſchiedenen und verſchieden artigen Büchern, die aber das mit einander gemein haben, daß ſie zuverläßige Nachrichten enthalten. Meine Quellen anzeigen wollte ich nicht; dem Dilettanten macht der gelehrte Apparat eine gewiſſe Unluſt, und der Kenner bedarf ſolcher Hinweiſungen nicht. Faſt

durchgehends habe ich das weniger Bekannte herausgehoben. — Zu unterhalten ist allerdings mein Hauptendzweck, zugleich aber wünschte ich gewisse raisonnirende Bemerkungen zu veranlassen und sittliche Gefühle zu erwecken, die man nicht mit dem Buche zugleich verabschiedet. Gelehrte will ich nicht belehren; für Leser schrieb ich.

Der Herausgeber.

EXEMPLUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Alexei Petrowitsch.

Den besten Aufschluß über das Betragen Peter des Ersten gegen seinen unglücklichen Sohn Alexei (Petrowitsch), geben einige Hauptzüge aus Peters Charakter selbst. Bei allen seinen Unternehmungen zeigte er, daß Liebe für sein Vaterland ihn leitete; daß er nur das Glück und den Ruhm seiner Unterthanen vor Augen hatte, sein eignes Interesse aber ihm wenig galt, wenn es mit jenen unvereinbar war; daher der Eifer für die Aufrechthaltung der dahin abzweckenden Gesetze, und der tödliche Widerwille gegen die Uebertreter derselben. Aber in einem Lande gebohren, wo ehedem die Bestrafung der Verbrechen der Grausamkeit unkultivirter orientalischer Völker beikam, artete seine Gerechtigkeitsliebe nicht selten in übertriebne Strenge aus. Ueberzeugt, daß das Verbrechen nicht ungestraft bleiben müsse, wurde oft der Unschuldige mit dem Schuldigen gleicher Verurtheilung unterworfen. Hart gegen sich selbst liebte er nur diejenigen, die keine Strapazen scheuten, und den Gefahren im Waffengetümmel, und auf stürmenden Meeren, und in Trinkgelagen trotzten. Er schätzte Talente, suchte sie selbst in der niedrigsten Volksklasse auf, und wies ihnen ihren Wirkungskreis in den höchsten Bedienun-

ten an. Ein Feind der Trägheit und Indolenz, ließ er seinen eignen Sohn verurtheilen, weil er nicht ohne Ursache befürchtete, daß das Gute, welches er mit so rastloser Thätigkeit bewirkt hatte, unter dessen Regierung wieder vernichtet werden würde. Dieser unglückliche Prinz war den 29. Februar 1690 von Ewdokia Feodorowna Lapuchin, Peters erster Gemahlin, gebohren. Peter war zu sehr mit seinen Reisen und Kriegen beschäftigt, als daß er sich viel um seinen Sohn bekümmern konnte. Dieser war gewissermaßen nur sich selbst und der Leitung der Priester und Mönche überlassen, die ihn in der Religon unterrichteten, und ihn nach ihrem Wohlgefallen bildeten. Sie flößten ihm Liebe zu den alten Gebräuchen ein, Haß gegen die Neuerungen und Abscheu gegen die Ausländer, denen sein Vater so viel Ehre erzeigte. Der Baron Huysen, ein Deutscher, und andere fremde Lehrer, welche man ihm endlich zuordnete, suchten zwar ihm diese ersten Eindrücke zu benehmen; allein, es war zu spät, der Prinz war schon verstimmt, und sie verschwendeten ihre Mühe vergebens. Doch hätten sie durch die Länge der Zeit vielleicht etwas, und so viel wenigstens ausgerichtet, daß der Prinz nicht noch verderbter geworden wäre, als er bereits war. Dieses hinderte aber Mentschikow, der aus Privatabsichten wünschte, daß der Zarewitsch nicht gut unterrichtet und angeführet würde. Der bewirkte, daß Huysen eine andere Stelle bekam, und überließ nun auf die unverantwortlichste Weise den Prinzen, über welchen ihm die Aufsicht anvertraut wurde, seinen verderbten Neigungen und verkehrten Begriffen, daß daher es von nun an immer weniger möglich wurde, ihn auf bessere Wege zu bringen. Hie-

zu kam noch, daß der Prinz sehr wohl wußte, daß eine große Anzahl alter Bojaren eben so dachte wie er, und daß seiner Meynung nach, der vernünftigste Theil der Nation mit ihm gleiche Gesinnung hegte, weil er sie bei den meisten Personen vom hohen Adel fand. Selbst sein Temperament hatte Einfluß auf seine Denkart; seine Trägheit zog ihn zu Sitten hin, die der asiatischen Weichlichkeit eines Monarchen so sehr zu statten kommen. Gemeinschaftlicher Genuß von Vergnügungen und gleiche Vorurtheile knüpften ihn fest an die Clerisei und seine Rathgeber. Diese wußten ihn zu überreden, daß der Zar bei seiner oft unterbrochnen Gesundheit, nicht lange leben könnte, und er folglich in den Stand gesetzt seyn würde, alles auf den alten Fuß zu stellen.

Peter versuchte indessen alles, ihn zurück zu bringen. Um ihn in Thätigkeit zu setzen, und ihm Geschmack an der Kriegskunst beizubringen, machte er ihn zum Sergeanten bey der Garde. Dieser Posten scheint freylich für einen Kronprinzen zu niedrig, man muß sich aber erinnern, daß Peter selbst vom Trommelschläger auf gedienet hatte. Er ließ ihn selbst bey einigen Unternehmungen gegenwärtig seyn, und übertrug ihm sogar die Staatsverwaltung, da er den unglücklichen Krieg wider die Türken führte. Aber alles umsonst. Nur noch ein Mittel blieb Petern übrig, seinen Sohn zu bessern. Er schickte ihn auf Reisen nach Deutschland; ließ ihm Bekanntschaft mit den Fürsten dieser Nation machen, und eine deutsche Prinzeßin heurathen. Er fand seinen Sohn um so bereitwilliger dazu, weil er ihm gedrohet hatte, ihn ins Kloster zu sperren. Der Prinz heurathete, theils um die

Ausführung dieser Drohung unmöglich zu machen, theils, weil er glaubte, daß seine Gemahlin ihm die Gewogenheit seines Vaters verschaffen würde. Die Wahl fiel auf eine Prinzeßin von Braunschweig-Wolfenbüttel, Charlotte Sophie, deren Tugenden ein besseres Loos verdient hätten. Denn Alexei erfüllte in keinem Stücke die Pflichten eines Gatten. Er begegnete ihr mit der größten Verachtung, und zog ihr eine finnländische Bäuerin vor. Sie klagte nicht, unbemerkt flossen ihre Thränen, bis sie der nagende Kummer aufs Krankenlager und endlich ins Grab brachte. So lange sie lebte, ehrte Peter ihr Stillschweigen, und erlaubte sich nicht gegen seinen Sohn loszubrechen. Nur in Geheim ermahnte er ihn, seine Aufführung zu ändern. Nach ihrem Tode aber schrieb er folgenden drohenden Brief an ihn:

„Du weißt es, und die ganze Welt weiß es mit „dir, welches Uebel die Schweden Rußland zugefügt „haben, bis wir die Waffen wider sie ergriffen. Sie „hatten uns von der Gemeinschaft des ganzen übrigen „Europa abgeschnitten, indem sie sich der Seeplätze, die „uns dazu nöthig waren, bemächtigt hatten. Du „weißt, wie angelegen ich mirs habe sein lassen, die „Kriegskunst zu erlernen. Ich brachte es dahin, daß „der Feind vor uns zitterte, wie wir vordem vor ihm „gezittert hatten. Aber diese großen Vortheile, ver„ursachen mir mehr Schmerz als Freude, wenn ich „bedenke, daß Du, mein Sohn, alle Mittel hintenan„setzest, Dich nach meinem Tode regierungsfähig zu „machen. Geistesschwachheit und körperliche Schwä„che, können Dich nicht entschuldigen. Gott hat Dir „hinreichende Fähigkeiten gegeben. Es kann seyn, daß

„Du nicht zu den robuſteſten Menſchen gehörſt; aber „deswegen fehlt Dirs noch nicht an den nöthigen Kräf„ten. Unſre kriegriſchen Thaten haben uns aus der „Dunkelheit hervorgezogen; wir haben uns den übri„gen Nationen bekannt gemacht, ja ſelbſt ihre Ach„tung erworben. Und Du, Du magſt von dieſen „großen und erhabenen Unternehmungen nicht einmal „ſprechen hören. Ich rathe Dir keineswegs Krieg „ohne Urſache anzufangen; nur ſo viel verlange ich „von Dir, daß Du die Kunſt, ihn zu führen, lernſt. „Ohne ſie iſt man unfähig zu regieren; denn ein Sou„verain muß wenigſtens wiſſen ſein Vaterland zu ver„theidigen. Warum geriethen die Griechen nach ſo „viel eingeärndtem Ruhm in Verfall? lag nicht die „Urſache in der Vernachläßigung der Kriegskunſt? „Sie überließen ſich der Unthätigkeit und Trägheit, „und wurden die Sclaven der Ungläubigen. Du „meynſt vielleicht, daß es hinreichend iſt, gute Gene„rale zu haben? Du irrſt! Jeder bemerkt und kennt „die Neigungen ſeines Herrn. Wenn ſchon die Un„terthanen, dem Fürſten zu gefallen, ihre gewohnten „Vergnügungen aufgeben, um wie viel williger werden „ſie die läſtigen Waffen wegwerfen, wenn ſie kein Bey„ſpiel vor ſich haben, das ſie zur Tragung derſelben „aufmuntert. Du haſt keine Neigung für den Sol„datenſtand. Aber wie wirſt Du denn den andern be„fehlen können? wie ſie belohnen und beſtrafen, wenn „es nöthig iſt? Du wirſt mit fremden Augen ſehen „müſſen. Du entſchuldigſt Dich mit deiner ſchwäch„lichen Leibesconſtitution, die Dir nicht erlaubt, Dich „den Strapazen des Soldatenſtandes zu unterziehen. „Nichtige Entſchuldigung! Ich verlange nichts von

» Dir als guten Willen, und deſſen iſt auch der ſchwäch-
» ſte Menſch fähig. Befrage diejenigen, die meinen
» Bruder gekannt haben: er war viel ſchwächlicher als
» Du; er konnte kein nur in etwas lebhaftes Pferd re-
» gieren, ja kaum hinaufſteigen, und doch hatte er
» viel Vorliebe für dieſe Uebung, und nie gab es in
» Rußland einen beſſern Marſtall als den ſeinigen. Zu
» großen Wirkungen werden weniger Kräfte und Stra-
» pazen, als guter Wille erfordert. Du wendeſt mir
» ein, daß Regenten glückliche Kriege geführt haben,
» ohne daß ſie ſelbſt zu Felde gegangen ſind? Es iſt
» wahr, ſie machten den Feldzug nicht ſelbſt mit; dem-
» ohngeachtet fehlte es ihnen nicht an Vorliebe und an
» Kenntniſſen in der Kriegskunſt. Der letzte König
» von Frankreich war nicht in allen Feldzügen zugegen;
» was für Dinge hat er aber nicht ausgeführt! Er war
» nicht blos für kriegriſche Talente, er liebte und ſchätzte
» auch die Mechanik, Manufakturen und Künſte.«

» Ich bin ein Menſch und ſterblich; und wem
» überlaſſe ich die Sorge, das zu erhalten und auszu-
» führen, was ich angefangen habe? — Erinnere Dich
» Deiner Halsſtarrigkeit, deiner Verdorbenheit. Wie
» oft habe ich Dich nicht vermahnt, wie oft Dich nicht
» geſtraft! Jahre ließ ich vorbeygehen ohne Dich eines
» Wortes zu würdigen; alles half nichts. Auf deiner
» Stube, im Arme der Trägheit, auf weichen Kiſſen,
» da ſcheinſt Du Dir am beſten zu gefallen. Du ſoll-
» teſt für das erröthen, was Dir allein Vergnügen
» machen kann. Es iſt Zeit, Dir meinen letzten Ent-
» ſchluß bekannt zu machen. Ich will noch einige Zeit
» warten und ſehen ob Du Dich beſſerſt. Geſchiehet
» dies nicht, ſo werde ich Dich von der Thronfolge

» ausschließen, wie man ein vom Krebs angefreſſenes » Glied ablöst. Glaube nicht, daß dies bloß gesagt » ist, um Dich in Furcht zu seßen, weil ich keinen an» dern Sohn habe. Wenn ich mein eignes Leben für » das Wohl des Vaterlands, und das Glück meiner » Unterthanen nicht schone, warum soll ich das Dei» nige schonen, deſſen Du Dich nicht werth machen » willst. Ich will lieber das Reich einem Fremden » überlaſſen, der deſſen würdig ist, als meinem Sohne, » der es nicht verdient. «

Als der Zar dieſen Brief schrieb, war Peter der Zweite noch nicht gebohren. Dies geschah aber einige Tage darauf. Die Nachricht davon schlug Alexei's Muth ganz nieder. Er glaubte alle Hoffnung, mit Einwilligung ſeines Vaters auf den Thron zu steigen, verlohren zu haben. Er antwortete ihm alſo:

» Ich habe den Brief Ew. Majeſtät vom 27ſten » October 1715 erhalten. Er wurde mir nach der Beer» digung meiner Gemahlin eingehändigt. Nur eins » habe ich darauf zu antworten: Wenn mich Ew. Ma» jeſtät meiner Unfähigkeit wegen von Ihrer Nach» folge ausschließen wollen, so geschehe ihr Wille. Ja, » ich bitte Sie ſelbſt inſtändigſt darum; denn ich fühle, » daß ich unfähig bin, zu regieren. Ich habe nicht die » gehörige Geiſtesſtärke, und man muß ſie im höch» ſten Grade beſitzen, um den Staatsgeſchäfften vor» zuſtehen. Meine leßte Krankheit hat mich an Leib » und Seele ſchwach und unfähig gemacht, ſo viele » Nationen zu regieren; dies Geſchäffte erfordert einen » viel geſundern und ſtärkern Menſchen als ich bin. » Ich würde alſo ſelbſt nach dem Ableben Ew. Maje» ſtät, (welches Gott noch lange verhüten wolle) nicht

» noch der Thronfolge ſtreben, wenn ich auch keinen
» Bruder hätte, wie ich denn aber einen habe, dem
» ich die dauerhafteſte Geſundheit wünſche. Ich werde
» die Krone nie verlangen, ich nehme Gott zum Zeu-
» gen, und ſchwöre es Ihnen bei meiner Seele. Zu
» deſſen mehrerer Gewißheit, habe ich dieſes eigenhän-
» dig unterſchrieben und unterzeichnet. Ich empfehle
» Ew. Majeſtät meine Kinder, und bitte bloß für mich
» um Unterhalt. Das Uebrige überlaſſe ich dem Gut-
» befinden und dem Willen Ew. Majeſtät. «

Peter war mit dieſer Antwort nicht zufrieden. Er ſchrieb ihm den 16ten Januar 1716 noch einmal in folgenden Ausdrücken:

» Meine Unpäßlichkeit verhinderte mich, Dir
» meine Meynung über die Beantwortung meines letz-
» ten Briefes bekannt zu machen. Du ſprichſt von
» nichts als von der Nachfolge; als wenn ich deine Ein-
» willigung zu einer Sache nöthig hätte, die bloß von
» mir abhängt. Ich bezeugte Dir mein Mißvergnü-
» gen über Deine Aufführung, und dies übergehſt Du
» ganz mit Stillſchweigen, obſchon ich Dir ausdrück-
» lich befohlen hatte, Dich darüber zu erklären. Ich
» ſehe daraus, daß Dir die Ermahnungen Deines
» Vaters nicht ans Herz gehen. Aus dieſer Urſache
» habe ich mich entſchloſſen, Dir noch einmal, und zwar
» zum letztenmale, zu ſchreiben. Schon bey meinem
» Lebzeiten verachteſt Du meinen Rath, wie viel weni-
» ger wirſt Du ihn ehren, wenn ich nicht mehr ſeyn
» werde. Kann man ſich auf die Schwüre deſſen ver-
» laſſen, der ein Herz von Stein hat? Geſetzt aber
» auch, es wäre Dir völliger Ernſt, Dein Verſprechen
» zu halten; die langen Bärte würden Dich bald um-

» ſtimmen, und Dich vermögen, Deine Schwüre zu » brechen. Ihre Trägheit, ihre ſchlechte Aufführung » entfernt ſie jetzt von allen Geſchäften; ſie verſprechen » ſich mehr Glück bei Dir, weil Du Neigung für ſie » blicken läßt. — Ich finde nicht jene Dankbarkeit » bey Dir, die der Sohn ſeinem Vater ſchuldig iſt. » Haſt Du wohl je, ſeitdem Du Deine Vernunft haſt » brauchen lernen, meine Arbeiten, meine Strapazen » mit mir getheilt? Nein! gewiß nicht, die ganze Welt » kann dies bezeugen. Ja, du haſt ſelbſt das Gute, » das ich zum Beſten meiner Unterthanen, mit Hin- » tenanſetzung meiner Geſundheit, bewirkt habe, ver- » ſpottet und verläſtert. Ich habe Urſache, zu befürch- » ten, daß Du alles vernichten wirſt, wenn Du mich » überlebſt. Ich kann Dich Deinem Eigenſinne nicht » überlaſſen. Aendere entweder deine Aufführung und » mache Dich des Thrones würdig, oder gehe in ein » Kloſter. Ich habe Deinetwegen keine Ruhe, beſon- » ders jetzt, da meine Geſundheit ſo ſehr abnimmt. » Wenn Du meinen Brief erhalten haſt, ſo antworte » mir, entweder ſchriftlich oder mündlich. Thuſt Du » es nicht, ſo werde ich Dich wie einen Verbrecher be- » handeln.

Alexei antwortete ganz kurz:

» Ich habe geſtern früh ihren Brief vom 19ten die- » ſes Monats erhalten. Meine Krankheit erlaubt mir » nicht, ihnen weitläuftig zu antworten. Ich will mich » einkleiden laſſen, und bitte Sie deshalb um Ihre » Einwilligung.

» Ew. Majeſtät

» Diener und unwürdiger Sohn
Alexei.«

Diese schriftliche Versicherung bekräftigte er dem Zar, als derselbe ihn, weil er krank war, vor seiner Abreise in fremde Länder, besuchte. Der Zar gab ihm noch sechs Monate Bedenkzeit, und trat darauf mit seiner Gemahlin seine Reise an. In Kopenhagen erfuhr er, daß der Prinz beständig mit Mißvergnügten umgeben wäre, die seinem Unwillen schmeichelten. Er schrieb ihm, daß er zwischen dem Throne und Kloster wählen, und wenn er zu dem erstern Hoffnung behalten wollte, zu ihm nach Kopenhagen kommen sollte.

Alexei hatte unterdessen Zeit gehabt, sich mit seinen Freunden zu berathschlagen. Seine Flucht war das Resultat dieser Berathschlagungen. Er stellte sich, als wollte er dem Befehle seines Vaters gehorchen, und zu ihm nach Kopenhagen gehen, gieng aber nach Wien und begab sich in den Schutz seines Schwagers Karl des Sechsten. Dieser ließ ihn zu mehrerer Sicherheit nach Tirol, und endlich nach Neapel bringen.

Peter erhielt diese Nachricht zu Amsterdam, und schickte den Gardekapitain Rumiänzow und den geheimen Rath Tolstoi mit folgenden eigenhändigen Schreiben an seinen Sohn ab:

»Mein Sohn! Dein Ungehorsam und Deine »Verachtung meiner Befehle ist der ganzen Welt be»kannt. Weder meine Ermahnungen noch Strafen »haben etwas über Dich vermocht: immer handeltest »Du meinen Absichten zuwider. In meiner Abwe»senheit hintergiengst Du mich, und endlich hast Du »sogar, ungeachtet Deiner Schwüre, die Flucht er»griffen. Du hast Dich wie ein Verräther unter frem»den Schutz begeben; ein Verbrechen, das bis jetzt »nicht nur in unserm Hause, sondern auch unter un-

» sern angesehenern Unterthanen unerhört war. Wel-
» chen Kummer verursachst Du Deinem Vater! wie
» beleidigst Du Dich selbst! wie entehrst Du Dein
» Vaterland! Ich schreibe Dir zum letztenmale. Ich
» befehle Dir, alles zu thun, was die Herren Tolstoi
» und Rumiänzow von meinetwegen und in meinem
» Namen sagen werden. Fürchtest Du mich? Ich ver-
» sichre Dich und verspreche Dir, bei dem Namen Got-
» tes und dem jüngsten Gerichte, daß Du nicht die
» mindeste Strafe bekommen sollst, ja ich werde Dich
» noch mehr lieben als zuvor, wenn Du meinem Wil-
» len Folge leistest, und zurück kehrst. Thust Du es
» aber nicht, so gebe ich Dir als Vater und in Kraft
» der mir von Gott anvertrauten Gewalt, meinen ewi-
» gen Fluch, für das Uebel, das Du Deinem Vater ver-
» ursacht hast; und als Dein Herr erkläre ich Dich für
» einen Verräther, und schwöre Dir, daß ich Mittel
» finden werde, Dich als einen solchen zu bestrafen, und
» ich hoffe zu Gott, daß er meiner gerechten Sache bey-
» stehen wird. «

Die Abgeschickten fanden den Prinzen zu Neapel im Schlosse St. Elme. Sie übergaben ihm den Brief seines Vaters mit der Versicherung, daß ihm völlig verziehen werden sollte, wenn er nach Rußland zurückkehren wollte. Allein war noch zweifelhaft, was er thun sollte, als ihm der Vicekönig im Namen des Kayfers erklären ließ, daß er ohne Aufschub zu seinem Vater zurückkehren müßte. Er verlohr alle Hofnung, und mußte sich unterwerfen. Ehe er abreiste, schrieb er noch an seinen Vater, um ihm für seine Gnade zu danken. Er langte mit Ausgang Januars 1718 zu Preobraschensk an. Tolstoi gab dem Zar, der sich zu Mos-

kwa aufhielt, sogleich Nachricht davon. Dieser ließ durch zwei Garderegimenter alle Thore in Moskwa besetzen. Hierauf wurde der Prinz eingebracht, der Degen ihm abgenommen, und in den Pallast, wo alle Großen versammelt waren, geführt. Kaum erblickte er seinen Vater, als er sich ihm zu Füßen warf, ihn um Verzeihung bat, und diesen Brief überreichte.

» Mein gnädigster Herr und Vater! «

» Ich gestehe Ihnen, mein Herr und Vater, mein » Vergehen. Ich wiederhole nochmals schriftlich das » Bekenntniß meines Verbrechens, welches ich ihnen » aus Neapel zusandte. Ich bekenne, daß ich die » Pflichten eines Sohnes und Unterthans verletzte, als » ich mich unter den Schutz des Kayfers begab, und » ihn um seinen Beystand bat. Ich bitte Sie um Ihre » Verzeihung und Gnade. «

» Ew. Majestät

„ allerunterthänigster und nichtswürdiger Sclave,
„ der nicht werth ist, sich Ihren Sohn zu nennen.
» Alexei. «

Peter antwortete, er wolle ihm verzeihen. Allein durch seine Aufführung habe er das Recht zur Nachfolge verlohren, und er müsse öffentlich darauf Verzicht thun. Der Prinz war dazu bereitwillig, und unterzeichnete die Verzichtleistung.

Nachdem dieses geschehen war, ließ der Zar eine Declaration ablesen, die die Ursachen angab, warum er den Prinzen von der Thronfolge ausgeschlossen habe, und in welcher er zugleich seinen jüngsten Sohn Peter zum Nachfolger erklärte. Alle Minister, Officiere und die angesehensten Bürger, leisteten und unterzeichneten

neten den ihnen vorgeschriebenen Eid, Peter den Zweyten als rechtmäßigen Thronerben anzuerkennen. Hierauf begaben sich der Zar, Alexei, die Minister und alle Anwesende in die Hauptkirche, wo die erwähnte Declaration noch einmal vor der versammelten Clerisey verlesen wurde. Auch sie leistete den Eid. Endlich erklärte Peter seinem Sohne, nachdem er eine ziemlich lange Rede, über dessen Ungehorsam und schlechte Aufführung gehalten hatte, daß er ihm unter keiner andern Bedingung verzeihen würde, als wenn er alle Umstände von seiner Flucht, und diejenigen, die ihm selbige gerathen, oder davon Wissenschaft gehabt hätten, angegeben hätte. Die geringste Verheimlichung würde ihn der ihm versprochenen Verzeihung unwürdig machen. Alexei schwur seinem Vater öffentlich auf Kreuz und Evangelium, daß er ihm nichts verheimlichen wolle. Hierauf wurde er unter einer sichern Bedeckung nach Preobraschensk zurück gebracht.

Peter setzte selbst die Fragstücke auf, worüber sein Sohn abgehört werden sollte. Es sind folgende:

Ob zu der Zeit, da der Zar krank gewesen, ihm (dem Prinzen) niemand seine Dienste angeboten habe, im Falle daß der Zar stürbe?

Ob sein Verlangen, sich einkleiden zu lassen, aufrichtig gewesen? Bey wem er sich Raths erholt, und wem er sich anvertrauet habe?

Ob er schon lange den Plan zur Flucht entworfen habe? Mit wem er darüber mündlich oder schriftlich gerathschlaget habe, und wer ihm dabei behülflich gewesen?

Auf die erste Frage betheuerte der Prinz, daß ihm niemand seine Dienste während der Krankheit seines

Vaters angeboten habe. Aus der Antwort auf die zweyte Frage ergab sich, daß Kikin und der Fürst Wjasamskoi ihm gerathen hatten, sich in ein Kloster zu begeben, oder wenn es möglich wäre, seine Sicherheit in der Flucht zu suchen. Der Prinz hatte aus Neapel an den Senat und die Bischöfe geschrieben. Die Brouillons davon waren verlohren gegangen; sie fanden sich aber in den Händen der jungen Finnländerin, die ihn begleitet hatte. Sie enthielten weiter nichts, als daß er den Senat und die Bischöfe bat, ihm seine Rechte zu bewahren.

Unterdessen ließ Peter alle diejenigen nach Moskwa bringen, die mit in diese Sache verwickelt waren. Aus den Aussagen dieser Eingezogenen kamen einige Dinge zum Vorschein, die dem Prinzen sehr zur Last gereichten. Unter andern hatte er oft die Worte von sich hören lassen: Erinnert euch, daß Petersburg nicht lange in unsern Händen seyn wird. Auch hatte er, seinem Schwure zuwider, verschiedene seiner Vertrauten anzugeben unterlassen.

Den 15. März wurden eine Menge der Eingezogenen hingerichtet. Andere bekamen die Knute oder Baddoggen, andere wurden zu Moskwa in sichre Verwahrung gebracht. Petern machte jemand bei dieser Gelegenheit ein Compliment darüber, daß er diese Unruhe in ihrem Keime erstickt hätte. Wenn das Feuer, erwiederte er, Stroh ergreift, so brennt es, stößt es aber auf Eisen, so verlöscht's.

Nach dieser Execution gieng Peter nach Petersburg. Man glaubte, daß die ganze Untersuchung zu Ende und der Zar besänftigt sey. Allein, er verordnete eine neue Commißion, und befahl, daß die Angese-

henſten der Cleriſey, die vornehmſten Offiziere und Civilbediente ſich verſammeln ſollten. Der Prinz und ſeine Maitreſſe wurden confrontirt, und man erfuhr, daß der Prinz einen Brief an den römiſchen Kayſer, angefüllt mit Klagen über ſeinen Vater, geſchrieben, ihn aber nicht abgeſandt hatte. Der Zarewitſch wurde noch über verſchiedene Punkte befragt; er bat ſich aber die Erlaubniß aus, ſchriftlich darauf zu antworten. Dies geſchah nach zwey Tagen. Er bekannte, daß er damals, als er geflohen ſey, geglaubt hätte, ſein Vater könne nicht mehr lange leben, weil er dem Gerüchte nach, oft epileptiſche Zufälle bekäme. Er habe alſo den Plan gehabt, bey der Nachricht von ſeines Vaters Tode, nach Polen zu gehen, und von hier nach der Ukraine, wo der General Bauer, ſein Freund, eine Armee commandirte; auch habe er dabey ſehr auf ſeine Tante Maria und die Cleriſey, ja ſelbſt auf die Liebe des Volks, gerechnet.

Nach einigen hierauf abermals angeſtellten Unterſuchungen, befahl der Zar der Cleriſey und der niedergeſetzten Commißion, ſich den 4ten Junii in den Senat zu begeben. Man verſichert, daß damals der Zar zu ganzen Stunden auf den Knieen gelegen, und Gott gebeten habe, ihn über das wahre Wohl Rußlands zu erleuchten.

Die Richter kamen an dem beſtimmten Tage zuſammen, nachdem ſie zuvor die Meſſe gehört hatten. Der unglückliche Alexei wurde durch vier Unteroffiziere vor ſie gebracht. Man verlas alle Briefe des Zars an ſeinen Sohn, und deſſen Antworten darauf; dann deſſen Bekenntniſſe, kurz, alles was auf dieſe Sache Be-

zug hatte. Der Prinz bekannte sich nochmals für schuldig, und wurde in die Citadelle zurückgeführt.

Hierauf verlas man diese vom Zar eigenhändig geschriebene Declaration an die Clerisey.

Ihr seyd hinreichend unterrichtet, von dem Verbrechen meines Sohnes gegen mich seinen Vater und Herrn; ein Verbrechen, das beynahe unerhört ist in der Welt. Rußlands kirchliche und Landesgesetze verstatten zwar dem Vater, seinen Sohn selbst zu richten. Ich könnte also auch der alleinige Richter über das Verbrechen meines Sohnes seyn; allein Furcht vor Gott und die Furcht zu irren, hält mich davon ab. Denn es ist natürlich, daß man in eignen Angelegenheiten nichtsweniger als scharfsichtig ist. Wie die geschicktesten Aerzte es nicht wagen, sich in ihren Krankheiten auf sich selbst zu verlassen; so zeige auch ich euch meinen Schaden, und bitte euch auf die Heilung desselben alle eure Aufmerksamkeit zu wenden. Ich befürchte den ewigen Tod, wenn ich es wagen wollte, mich selbst zu heilen; und dies um so mehr, da ich sowohl schriftlich als mündlich meinem Sohne Verzeihung versprochen habe, wenn er alle seine Fehler eingestünde. Er ist aber dieser Verzeihung unwürdig. Er hat Dinge von der äußersten Wichtigkeit unternommen; besonders gehört dahin sein Plan der Empörung und Rebellion gegen seinen Vater und Herrn. Zwar gehört diese Sache vor den weltlichen Gerichtsstuhl, vor den ich sie auch, mittelst eines dieserhalb ausdrücklich gegebenen Gesetzes gebracht habe; allein, um in keinem Stücke zu irren, frage ich Euch um Eure Meynung, und unterwerfe mich dem Worte Gottes, welches verordnet, die Kirche über das göttliche Gesetz zu befra-

gen. Ich verlange daher kein Urtheil von den Gliedern der Cleriſey, ſondern ich bitte ſie bloß als die Ausleger des Wortes Gottes, mir aus der heiligen Schrift zu zeigen, welche Strafe das Verbrechen meines Sohnes verdient hat; ein Verbrechen, welches viel Aehnlichkeit mit dem des Abſoloms hat. Ihr ſollt mir Eure Meynung ſchriftlich geben, damit ich mich darnach richten und mein Gewiſſen in dieſer Sache beruhigen kann. Ich ſchwöre Euch bey dem Gerichte Gottes, daß Ihr ohne Anſehen der Perſon, ohne Leidenſchaft, ohne Furcht handeln könnet.

Die Declaration an die weltlichen Richter war beynahe in ähnlichen Ausdrücken abgefaßt. Sie endigte ſich: Ich ſchwöre Euch bey Gott und dem jüngſten Gerichte, daß Ihr ohne alle Furcht zu Werke gehen, und vergeſſen könnet, daß es der Sohn Eures Herrn iſt, den ihr richtet. Sehet nicht auf die Perſon; aber richtet mit Billigkeit, damit Ihr nicht Eure und meine Seele unglücklich macht; daß wir mögen unſchuldig erfunden werden, am Tage des ſchrecklichen Gerichts, und daß unſer Vaterland einer ungeſtörten Ruhe genieße.

Zufolge dieſer Befehle, erſchien den 17ten Junii der Angeklagte vor ſeinen Richter. Er wurde befragt, und ſeine Ausſage ſtimmte mit der vorhergehenden ganz überein.

Den 21ſten Junii übergaben die Angeſehenſten der Cleriſey ihr Gutachten. Sie hatten den Eingang ſogleich mit einigen Citaten aus der Bibel gemacht: z. B. Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren; du ſollſt dem Fürſten deines Volks nicht fluchen; der, welcher ſeinen Vater oder ſeine Mutter ſchlägt, ſoll des

Todes sterben u. s. w. sie erzählten die Geschichte Absaloms; sie führten das Beyspiel Christi, der seinem Vater unterthänig gewesen, und sein Gebot an, dem Kayser zu geben was des Kaysers ist, und eine Menge anderer Stellen aus dem alten und neuen Testamente: und nachdem sie endlich ihr unmaßgebliches Urtheil der Weisheit des Monarchen unterworfen hatten, fuhren sie fort: Wenn unser allergnädigster Monarch den Sünder nach der Größe seines Vergehens strafen will, so hat er die Beyspiele vor sich, die wir aus dem alten Testamente angeführt haben. Will er aber nur seiner Gnade Gehör geben, so hat er selbst das Beyspiel unsers Erlösers Jesus Christus vor sich, der den verschwendrischen aber reuigen Sohn wieder aufnahm; der die Ehebrecherin, die nach dem Gesetz hätte gesteinigt werden sollen, in Frieden entließ; und der die Güte dem Opfer vorzog. Er hat das Beyspiel Davids vor sich, der seinen Sohn und Verfolger schonen wollte, und deshalb seinem General Joab und andern Hauptleuten, die wider ihn marschirten, den Befehl gab: Schonet meinen Sohn Absolom. Der Vater wollte ihn schonen, aber die Gerechtigkeit Gottes schonte seiner nicht. Endlich ist das Herz des Prinzen in den Händen Gottes, ihm sey das beste zu wählen überlassen.

Diese Schrift war von acht Prälaten, von drey Archimandriten und zwey Doctoren unterschrieben.

Der geheime Rath Tolstoi legte dem Prinzen, im Namen des Kaysers, nachfolgende Fragen vor:

Warum er seinem Vater ungehorsam gewesen, und dessen Willen nicht habe erfüllen wollen? Ob er nicht wüßte, daß Ungehorsam unanständig, sündlich und schändlich sey? Warum er seine Tage im Müßig-

gange zugebracht habe, ohne sich für Strafe zu fürchten? Warum er andere Wege, als den des Gehorsams, worauf ihn sein Vater habe leiten wollen, zur Thronfolge eingeschlagen sey? Aus der Antwort des Prinzen ergab sich, daß er zur Thronfolge habe gelangen wollen, auf welche Art es auch gewesen seyn möchte; nur den rechten Weg ausgenommen.

Als alle diese Untersuchungen beendigt waren, wurde einstimmig das Todesurtheil über ihn gefället, dessen Hauptinhalt folgender ist:

Im Jahr 1718, den 24sten Junii. Auf eigenhändigen Befehl Sr. Zarischen Majestät u. s. w. Zwar kömmt es uns nach den rußischen Reichsgesetzen, und als gebohrne Unterthanen Sr. Zarischen Majestät nicht zu, dasjenige zu thun, was allein von dem unbegränzten Willen Sr. Zarischen Majestät abhängt; deren Macht allein von Gott kömmt und keine Grenzen hat, und folglich dieses Urtheil allein hätte fällen können. Um aber dem allerhöchsten Befehl Sr. Zarischen Majestät unsers höchsten Herrn zu gehorchen, beschließen und fällen wir nach reiflicher Untersuchung, nach unserm besten Wissen und Gewissen, ohne gefällig seyn zu wollen, ohne Ansehen der Person, das Gesetz Gottes vor Augen habend, einstimmig und ohne Widerspruch folgendes Urtheil: daß der Zarewitsch Alexei, wegen seines Attentats, und von ihm gegen seinen Herrn und Vater begangnen Verbrechens, des Todes schuldig ist. Denn obgleich Sr. Zarische Majestät, dem Zarewitsch, in seinem aus Spaa an ihn geschriebenen Brief, Verzeihung versprochen, wenn er willig zurück käme, so hat er sich derselben doch unwürdig gemacht, wie dieses aus dem, auf Befehl Sr. Zarischen

Majestät den 3ten Februar 1718, gedruckten und publicirten Manifeste erhellet. Es ist wahr, daß, als der Zarewitsch den 3ten Februar in den Audienzsaal zu Moskwa geführt wurde, Se. Zarische Majestät Mitleid mit ihm hatten, wie mit einem Sohne, der um Gnade und Verzeihung flehet, und daß Sie ihm solche versprochen, doch unter der Bedingung, daß der Zarewitsch offenherzig bekenne, ohne etwas zu verheimlichen, was er wider Se. Zarische Majestät bis auf diesen Tag verübet habe und verüben wollen; und daß er alle diejenigen bekannt mache, die ihm mit Rath und That beygestanden hätten, oder von seinen Planen unterrichtet gewesen wären: mit dem Beyfügen, daß, wenn er das geringste verschweige, keine Verzeihung statt finden würde. Allein, er hat nicht nur eine große Anzahl Personen, sondern auch höchst wichtige und ihn sehr gravirende Umstände verschwiegen, dahin besonders sein Plan gehört, Empörung wider seinen Vater und Herrn zu erregen, und seine seit langer Zeit gehegte ehrgeizige Absicht, sich des Thrones seines Vaters, selbst noch bey Lebzeiten dieses Fürsten, durch List und unerlaubte Mittel zu bemächtigen, wobey er seine Hoffnung auf den Pöbel setzte, und seinem Herrn einen baldigen Tod wünschte. Hiedurch hat er sich der Verzeihung unwürdig gemacht, die ihm sein Vater und Herr versprach, wenn er ein umständliches Bekenntniß in Gegenwart Sr. Zarischen Majestät, der geistlichen und weltlichen Stände und der niedergesetzten Commißion ablegte. — Ein so abscheulicher und in der Welt beynahe unerhörter Plan, seinen Beherrscher, den Vater des Vaterlandes, seinen sehr gütigen und leiblichen Vater zu ermorden, verdient den Tod. — Wir als

Sclaven und Unterthanen, fällen dieses Urtheil mit betrübten Herzen und thränenden Augen. Zwar kömmt es uns Unterthanen einer monarchischen Macht nicht zu, ein solches Urtheil zu fällen, besonders wider den Sohn unsers allergnädigsten Herrn. Doch ist es sein Wille, daß wir richten. Wir fällen hier unser Gutachten und unser Urtheil mit dem reinsten und besten Gewissen, mit welchem wir dereinst vor dem gerechten und schrecklichen Gerichte Gottes zu erscheinen hoffen. Uebrigens unterwerfen wir diese Entscheidung, dem Willen und der unumschränkten Macht Sr. Zarischen Majestät, unsers allergnädigsten Monarchen.

Dieses Urtheil war von neun und achtzig Offizieren vom verschiedenen Range, von fünf und dreyßig Ministern und andern Kronsbedienten unterschrieben.

Nachdem dieses Urtheil dem Prinzen vorgelesen worden, und der Zar lange zwischen der Zärtlichkeit eines Vaters und der Pflicht eines gerechten, und das Wohl seiner Unterthanen aufs höchste liebenden Monarchen gekämpft hatte, wurde dasselbe auf Befehl Peters vollzogen, und der Prinz in der St. Petersburgschen Festung von einem deutschen General enthauptet. Fräulein Cramer aus Narva, gewesene Kammerjungfer bey der, wegen Kindermord enthaupteten, schwedischen Fräulein Hamilton, mußte den Kopf des Zarewitsch wieder an den Rumpf nähen. Der Körper dieses unglücklichen Prinzen, ward den 28sten Julii, in einen offenen mit schwarzen Sammet und Goldstof ausgeschlagenen Sarg gelegt, und durch den Vicekanzler und einige andere angesehene Personen, aus der Vestung nach der Dreyeinigkeitskirche gebracht, wo ihm das Volk die Hand küßte. Den 30sten brachte

man ihn von da nach der Vestungskirche, wo er neben seiner Gemahlin begraben wurde. Der Zar, die Zarin und der ganze Hof folgten ihm. Peter soll bey der ganzen Ceremonie sehr geweint haben. —

Treue der Bedienten.

Wenn vor Zeiten in Rußland ein Großer gefangen gesetzt, oder nach Siberien verwiesen wurde, so mußten seine Secretaire, Freunde, Bediente und alle ihm Zugehörige sein Schicksal theilen. Den Grafen Ostermann verwieß die Kayserin Elisabeth nach Siberien. Emme, sein Secretair, mußte ihm folgen. Der Bediente desselben, Namens Feodor, war grade auf dem Lande, als er zur Landesverweisung verurtheilt wurde. Dieser wunderte sich bey seiner Zurückkunft nicht wenig, die Wohnung seines Herrn menschenleer zu finden. Aufgebracht über die Unbesonnenheit des Herrn, der seiner Meynung nach vergessen war, unterlassen hatte, ihm etwas davon zu sagen, gieng in den Senat, und erkundigte sich bey einem Bekannten nach dem Aufenthalte desselben. Er ist nach Siberien geschickt, antwortete dieser, und kann nicht mehr weit von dem Orte seiner Bestimmung seyn. — Wie? er läßt mich sitzen, ohne mir ein Wort davon zu sagen? Wissen Sie nicht wo er sich in Siberien befindet? — Ja, da und da! — Gut, ich will hin, will alles verkaufen und ihn tüchtig ausschelten. — Der Senator lachte und suchte ihm sein Vorhaben durch Gründe aus-

zureden. — Ey was, ich muß ihm den Kopf tüchtig waschen; mit dieser Antwort verließ er den Senator. Er verkaufte alle seine Habseligkeiten, machte sich mit dem wenigen daraus gelösten Gelde auf den Weg, suchte seinen Herrn in Siberien auf und machte ihm die bittersten Vorwürfe. Emme gab sich alle Mühe, ihn zu überzeugen, daß er sich in Rücksicht auf ihn gar keinen Vorwurf zu machen hätte; als er aber sahe, daß dies umsonst war, fragte er ihn: was er denn nun in Siberien anfangen wolle? — Schöne Frage! bey Ihnen bleiben will ich, und Sie bedienen. — Ich danke Dir für Deinen guten Willen, aber, Freund! mir ist sehr wenig zu meinem Unterhalt ausgesetzt worden. — Lassen Sie Sich das nicht kümmern, Herr! ich habe Geld mitgebracht, ich will Ihnen damit helfen. Sie werden ohnedem nicht lange in diesem Zustande bleiben; man wird sie eher zurück rufen als Sie vielleicht denken. —

Emme brauchte ein neues Kleid. Feodor bemerkte es. Lassen Sie mich nur machen, sagte er, ich will den Schneider kommen lassen. Dies geschah, er bezahlte das Kleid, und versicherte Emmen, daß es ihm in Zukunft, weder an Kleidung, Kost, noch an sonst etwas gebrechen sollte; aber nur unter der Bedingung, fuhr er fort, daß Sie einen Kontrakt mit mir eingehen. — Herzlich gerne; und worinne soll dieser Kontrakt bestehen? — Da sie nicht lange hier bleiben werden, und ich vest entschlossen bin, Sie, so lange ich lebe, nicht zu verlassen, so müssen Sie Sich anheischig machen, mir bey Ihrer Rückkunft nach Petersburg, bey jeder neuen Bedienung, die Sie erhalten,

mir funfzig Rubel an Lohn zuzulegen. — Der Handel wurde richtig, zu Papiere gebracht und von beyden Theilen unterschrieben. Einst fehlte es beyden an Geld; Emme war darüber verlegen. — Lassen Sie Sich das nicht kümmern, sagte Feodor, der Tag unserer Befreyung naht heran. Wirklich gieng auch Feodors schöne Hoffnung bald in Erfüllung. Vier Wochen nach diesem letzten Vorfall, ließ sich Elisabeth das Verzeichniß der Exilirten geben. Sie erschrak, als Sie eine so große Menge von Freunden, Secretairen, Bedienten erblickte, welche mit den vornehmen Schuldigen gleiche Strafe dulden mußten. Was denn alle diese Leute gethan, fragte die Kayserin? — Nichts, antwortete man ihr; aber sie standen bey den Verurtheilten in Diensten, oder waren gerade bey ihnen, als man sie arretirte. — Nun so ist es höchst ungerecht, erwiederte die Monarchin, ihre Unschuld zu wissen, und noch nicht den Befehl zu ihrer Freylassung ausgefertigt zu haben. Dies geschah, und Emme kam mit seinem Bedienten nach Petersburg zurück. Er wurde zum Assessor eines Kollegiums, und zuletzt zum Staatsrath und Auditeur bey der Garde ernannt, so daß er zehn Ehrenposten nach einander begleitete, welches dem Feodor fünfhundert Rubel über seinem gewöhnlichen Lohn eintrug. Emme bekam auch den St. Annenorden, und Feodor forderte von neuem funfzig Rubel; aber diesmal glaubte sein Herr, daß er sie nicht schuldig wäre, weil es kein neues Amt, sondern bloß ein Ehrenzeichen sey. Aber Feodor, der sich nie durch Gründe abweisen ließ, drohte ihn vor Gericht zu belangen, wenn er sich einfallen ließe, ihren Vertrag zu brechen. Emme, auf den die Anhänglichkeit seines Bedienten

mehr Wirkung als seine Drohung machte, bewilligte ihm endlich auch diese Zulage.

Emme durfte selten seinem Feodor etwas befehlen. Dieser brave Diener wußte allen seinen Befehlen durch die pünktlichste Aufmerksamkeit zuvor zu kommen. Nichts glich der Sorgfalt, mit welcher er für seines Herrn Gesundheit wachte. Alle Morgen stand er sehr frühe auf, und sein erstes war, nach dem Wetter zu sehen; fand er die Witterung zu kalt oder zu feucht, so gieng er zu Emmen ins Schlafzimmer und sagte zu ihm: Iwan Feoderowitsch bleiben Sie zu Bette, Sie dürfen heute nicht ins Kollegium gehen, das Wetter ist zu schlecht. Zuweilen gehorchte Emme; hatte er aber dringende Geschäfte, so mußte er alle seine Beredsamkeit und sein ganzes Ansehen anwenden, um den treuen Feodor zu bewegen, daß er ihn ausgehen ließ. Sie haben genug gearbeitet, sagte er oft zu ihm; überlassen Sie es nunmehr andern für Sie zu arbeiten; Sie werden alt und schwach; sorgen Sie mehr für Ihre Gesundheit; sie haben Kinder die Ihr Hauswesen führen können, wo nicht, so übertragen Sie es mir.

Dieser treue Diener starb lange vor seinem Herrn. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er einen Notar kommen, und dictirte ihm sein Testament, worin er seinen Herrn zum einzigen Erben einsetzte, weil er, wie er versicherte, keine Erben, und alles was er besitze, ihm zu verdanken habe. Auf diese Art bekam Emme alle das Geld wieder, das er ihm jährlich als Lohn gezahlt hatte, und das durch Feoders Sparsamkeit, und durch die hinzugekommenen Interessen, noch ansehnlich vermehret worden war.

Dergleichen Beyspiele von Treue und Ergeben-

heit der rußischen Bedienten gegen ihre Herrn und Wohlthäter sind nicht selten. Diese schönen Tugenden charakterisiren diese Volksklasse vor allen übrigen Nationen.

Die Strelitzen empörten sich wider Peter den Großen zu verschiedenen malen. Einst geschah dies zum Besten seiner Schwester, der Prinzessin Sophia Alexiewna, die im Nonnenkloster zu Moskwa, in einem gewölbten und mit starken eisernen Gittern verwahrten Zimmer gefangen saß. Man hatte das Kloster untergraben, den Fußboden des Zimmers eröfnet, und die Prinzessin unter der Erde hinweggebracht. Nachdem dieses geschehen, brach der Aufruhr aus. Die Strelitzen hieben alles nieder, was sich ihnen widersetzte, oder zur Gegenpartey zu gehören schien. Unter andern suchten sie auch den Gardekapitain, nachmaligen Feldmarschall Fürsten Iwan Jurjewitsch Trubetskoi auf, der die Wache in dem Vorzimmer der Prinzessin gehabt hatte. Schon waren sie an den Ort gekommen, wo er ihnen nicht mehr entrinnen konnte; als ein Rebell seinen Kameraden zurief: hier finden wir ihn nicht, ich weiß wo er sich aufzuhalten pflegt, ich habe ihn bedient! kommt, dort werden wir ihn gewiß finden! mit diesen Worten lockte er den wüthenden Haufen von der Thür des Zimmers weg, und der Kapitain bekam Zeit sich zu retten. Der Strelitze hatte wirklich dem Kapitain als Barbier gedient, und von diesem einige Wohlthaten genossen.

Nach einigen Tagen wurde der Aufruhr gedämpft, die Strelitzen ergriffen, und zur gebührenden Strafe gezogen. Der Kapitain Trubetskoi befand sich mit dem Zar auf dem Richtplatze. Unter der Menge gebunde-

ner und zur Hinrichtung auf Blöcken hingestreckten Strelitzen, wurde er auch seinen Barbier, der ihm das Leben gerettet hatte, gewahr. Sogleich warf er sich dem Zar zu Füßen, erzählte ihm die Treue dieses verurtheilten Rebellen, und bat für ihn um Gnade. Gerührt von der Dankbarkeit dieses Unglücklichen, ließ Peter ihn aufheben, und sich von ihm erzählen, wie es mit der Rettung des Kapitains zugegangen war. Als er seine Erzählung, mit der des Fürsten Trubetzkoi übereinstimmend fand, schenkte er diesem den Strelitzen zum leibeignen Unterthanen, mit der Bedingung, daß er Zeit seines Lebens sich nicht in Moskwa sollte betreten lassen. Trubetzkoi schafte ihn also auf eins seiner entferntesten Landgüter, gab ihm ein Stück Land zum Bauerguthe ein, und schenkte ihm und seinen Nachkommen auf ewig die gewöhnlichen Abgaben.

Aberglaube.

Der Aberglaube macht schon an und für sich zu allen schwarzen Thaten und Grausamkeiten aufgelegt, aber unglaublich und abscheulich ist seine Wuth bey allgemeiner Noth. Argwöhnisch, unwissend und ungeduldig, lauscht das von ihr bedrängte Volk, aufmerksam auf alles was auf sie Bezug hat; und wehe den Unglücklichen, die seinem Aberglauben als Ursache derselben verdächtig sind. Nur ein Wink eines Betrügers, und sie sind das Opfer seiner Wuth. Die tiefe Unwissenheit: die in den frühern Zeiten über Rußlands

Bewohner verbreitet lag, verbürgt die Wahrheit folgendes Beyspiels.

Im Jahr 1071, wurde ein Theil Rußlands von einer großen Hungersnoth heimgesucht. Einige Elende verbreiteten in Rostow das Gerücht, daß die Weiber durch ihre Zauberey diese Plage dem Volke zugezogen hätten. Diese grobe Beschuldigung wurde bald geglaubt und in Umlauf gebracht. Man behauptete, daß sie es wären, welche durch ihre Zauberey den wohlthätigen Schooß der Erde verschlossen hielten, und die Bienen in ihrer Arbeit hinderten. Täglich mehrte sich die Anzahl der Bösewichter, die unter dem Vorwande, das Volk zu rächen, raubten und plünderten, in die Städte bis nach Belosero eindrangen, und alle Weiber ermordeten. Sie wurden endlich eingezogen und mit dem Tode bestraft.

In eben diesem Jahre spielte ein Bösewicht zu Novgorod den Wunderthäter. Er hatte, man weiß nicht bey welcher Gelegenheit und unter welchem Vorwande, den Aberglauben des Volks benutzt, um es zur Ermordung seines Bischofs zu bewegen. Der Prälat wurde von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt. Er legte seine bischöfliche Kleidung an, nahm das Kreuz in die Hand, und erschien damit auf dem Markte. Dieser sonst dem Pöbel so viel Ehrfurcht einflößende Aufzug würde ihm unter den jetzigen Umständen nichts geholfen haben, wenn der Prinz Gleb, ein Sohn Swiatoslaw's, nicht seine Vertheidigung über sich genommen hätte. Dieser rief den Wunderthäter zu sich, und fragte ihn, was jetzt im Augenblicke geschehen würde? »Große »Wunder, die ich verrichten werde!« antwortete der Betrüger im prophetischen Ton. Kaum hatte er aber

diese

dieſe Worte ausgeſprochen, als ihm der Prinz den Kopf mit einem Beile ſpaltete; das er unter ſein Kleid verſteckt hatte. Der Tod dieſes Betrügers, der ſein nahes Ende nicht vorauszuſehen vermochte, öffnete dem Pöbel die Augen, und die Ruhe ward ſogleich wieder hergeſtellt.

Ein ähnliches Beyſpiel liefert die Geſchichte vom Jahr 1547, wo eine der erſten ruſſiſchen Familien, das Opfer des vom Haß aufgewiegelten Aberglaubens wurde. Einige Tage nach der Vermählung Iwan Waſſiliewitſch erſten Zars von Rußland, kam in den Kaufmannsbuden zu Moskwa, die nach ruſſiſcher Sitte in einem Bezirk lagen, Feuer aus. Sie brannten alle ab, ſelbſt die Waaren konnten nicht gerettet werden, und das Feuer ergriff noch überdies eine Menge anderer Gebäude. Noch hatte man dieſes Unglück nicht verſchmerzt, als eine zweyte Feuersbrunſt den Pallaſt des Zars, und beynahe die ganze Stadt in Aſche legte; mehr denn zweytauſend Menſchen kamen dabey ums Leben, und faſt alle Bürger hatten entweder Verwandte, oder Freunde oder ihre Güter in den Flammen verloren.

Der Feuerſchade war ſchrecklich; aber empörend und zu gleicher Zeit lächerlich waren die Folgen davon. Die Familie Glinsky ſtand bey dem Zar in großen Anſehen; nichts war alſo natürlicher, als daß ſie Haß und Neid wider ſich erregte. Ihre Feinde verbreiteten das Gerücht, daß die ſo eben gedämpfte Feuersbrunſt keine natürlichen Urſachen gehabt hätte, ſondern mit Hülfe des Teufels bewürkt worden wäre, und daß nur durch Zauberey ſolche Uebel hervorgebracht werden könnten. Die Sache wurde bald allgemein geglaubt.

Die Großen, die Prieſter und beſonders der Almoſenirer des Fürſten, unterſtützten dieſes unſinnige Gerücht. Die Stände des Reichs verſammelten ſich auf dem Markte, und befragten ſich wechſelſeitig, wer wohl die Feuersbrunſt könnte veranlaßt haben. Die Cleriſey hatte wahrſcheinlich Urſache, ſich über die Glinsky zu beſchweren, die vielleicht zu ihrem Nachtheil die Gunſt des Zars mißbrauchten. Denn es traten einige Geiſtliche auf und erzählten laut: Prinzeßin Anna Glinsky ſey, nebſt ihren Kindern und Bedienten, der Zauberey ergeben. Sie hätte einem Menſchen das Herz aus dem Leibe geriſſen, ſolches unter Beſchwörungen ins Waſſer geworfen, und mit dieſem bezauberten Waſſer von beyden Seiten die Häuſer beſpritzt. Sie ſey alſo die wahre Urſache der Feuersbrunſt. Dieſe Erzählung fand völligen Glauben.

Die Prinzeßin Anna befand ſich damals, als dieſe unſinnige Anſchuldigung auf dem Markte zu Moskwa wider ſie angebracht wurde, mit einem ihrer Söhne in Kiew. Der andere iſt unglücklicherweiſe auf dem Markte gegenwärtig; er will ſich rechtfertigen, man hört ihn nicht, und er flieht in eine Kirche. Die Gerechtigkeit ehrte ſonſt dergleichen Zufluchtsörter, der Wuth aber war niemals etwas heilig. Die Bojaren verfolgen den Glinsky, und ermorden ihn am Fuß des Altars. Sein Blut hat ſie noch nicht beſänftigt; ſeine Freunde, ſeine Bekannte, ſeine Bediente und eine Menge anderer, die mit ihm in gar keiner Verbindung ſtehen, werden umgebracht; und dies alles, weil einige dumme, boshafte Prieſter ihnen ein Verbrechen andichten, deſſen Unmöglichkeit ſelbſt für ihre Unſchuld ſpricht. Ihre

Güter wurden geplündert, und ihr Name ein Abscheu des Pöbels.

Zwey Tage darauf gieng die Clerisey zum Zar; verwieß ihm den Schutz, den er den Glinsky angedeihen ließ, und bat ihn, einen Befehl ergehen zu lassen, daß man ihr die Prinzeßin Anna und ihren noch lebenden Sohn überliefre. Iwan, der schon bey verschiedenen Gelegenheiten einen schrecklichen Gebrauch von seiner Gewalt gemacht hatte, kannte dieselbe doch noch nicht ganz. Er glaubte sich nicht mächtig genug, eine Familie zu schützen, die so viele Feinde hatte. Sie mußte fliehen und sich zerstreuen.

Doch nicht immer ließen selbst die Regenten den Aberglauben in Rußland so triumphiren. Peter der Große insbesondere gab sich alle Mühe, ihn unter seinen Unterthanen einzuschränken, und seine Bemühungen waren nicht ganz fruchtlos. Er bestrafte nicht nur diejenigen, die sich desselben zur Verführung des Volks bedienten, auf das nachdrücklichste, sondern er warnte auch sein Volk vor dergleichen Betrügern, indem er ihm bekannt machen ließ, wie der Betrug zugegangen, und was man dabey für schändliche Absichten gehabt habe. Belege dazu sind folgende Beyspiele:

Nicht weit von den Ufern der Newa und der daselbst auf der petersburgschen Seite gelegenen Kirche, stand ein alter hoher Erlenbaum. Von demselben prophezeyte ein Bauer zu Petersburg, es würde im nächsten Septembermonat eine so große Ueberschwemmung der Stadt entstehen, daß das Wasser über diesen Baum gehen werde. Das Gerücht hievon setzte die Einwohner dieser neuen Stadt in Furcht und Schrecken. Viele waren schon auf ihre Rettung bedacht; sie flüchteten auf

die in der Nähe von Petersburg liegenden hohen Gegenden, Pawlowsky, Krasnoe Selo, Duderhof u. s. w. Der Zar, dem dieses zu Ohren kam, argwohnte sogleich, daß dieses Gerücht von Mißvergnügten, die entweder nicht gerne sahen, daß er die neue Stadt zu seiner Residenz machte, oder die aus entfernten Gegenden wider ihren Willen hieher versetzt waren, verbreitet worden sey. Er ließ den Erlenbaum umhauen, und wandte alles mögliche an, den Urheber dieses Gerüchtes ausfindig zu machen. Viele hundert Menschen wurden verhört, und jeder mußte angeben von wem ers gehört hatte. Endlich wurde der Prophet entdeckt. Es war ein rußischer Bauer, den man gezwungen hatte, sich in dieser Gegend nieder zu lassen. Peter ließ ihn bis zum Ausgange des Septembers in die Vestung setzen. Als sich keine Ueberschwemmung einstellte, ließ er ihm, in Gegenwart des durch eine Publikation auf dem Platz des abgehauenen Erlenbaums zusammen berufenen Volks, auf einem hohen Gerüste funfzig Streiche mit der Knute geben, und darauf eine nachdrückliche Warnung vor Betrügerey und Aberglauben ablesen.

Ein ander mal verbreitete sich das Gerücht, daß in erwähnter Kirche das große Marienbild Thränen vergossen habe. Der Zulauf des Volks war außerordentlich; und der Betrug hatte sogleich die Deutung fertig, daß die Mutter Gottes aus Unwillen über diese neue Gegend weine, und dadurch der Stadt und vielleicht dem ganzen Reiche großes Unglück ankündige. Peter, der bey der Arbeit am ladogaischen Canale beschäftigt war, erhielt die Nachricht von dieser wunderbaren Begebenheit und dem Gemurmel des Volks,

durch einen Eilboten des Kanzlers Goloffkin, der sich vergebens bemüht hatte, das Volk zu beruhigen und auseinander zu bringen. Er machte sich sogleich auf, reiste durch die Nacht, kam den andern Vormittag in Petersburg an, und begab sich in die Kirche, wo ihn die Geistlichkeit empfieng, und zum weinenden Marienbild führte. Es weinte nicht mehr. Allein, viele Anwesende betheuerten dem Zar, daß dieses noch vor wenig Tagen geschehen sey. Nachdem er es eine Zeit lang scharf betrachtet, und in den Augen desselben etwas bemerkte, was ihm verdächtig und einer genauern Untersuchung werth schien, befahl er einem Popen, es herab zu nehmen, und in seinem Gefolge an den Hof zu bringen. Daselbst untersuchte der Monarch das Wunderbild in Gegenwart des Großkanzlers, einiger vornehmen Hofbedienten, Geistlichen und der Popen, die bey der Abnahme desselben in der Kirche zugegen gewesen waren. Er entdeckte gleich anfänglich einige sehr kleine und fast unmerkliche Löcherchen in den Augenwinkeln, die durch den angebrachten Schatten noch unbemerkbarer wurden. Hierauf kehrte er die Tafel um, riß die Einfassung oder den Oberrahm ab, spaltete die gewöhnliche Fütterung an der Hinterseite von der Tafel auf, und entdeckte eine Aushöhlung um die Gegend der Augen, worinne etwas weniges von gestandnem Oele befindlich war. Da liegt der Schatz, rief er aus, da habt ihr die Quelle der wunderbaren Thränen! Alle Anwesende mußten hinzutreten, und sich mit ihren eignen Augen von dem künstlichen Betruge überzeugen. Hierauf erklärte er ihnen, wie das in der Höhlung geronnene Oel, durch

die vor dem Marienbild angezündeten Lichter erwärmt und flüßig werden, und mithin durch die Oeffnungen in den Augenwinkeln thränenweise herausdringen müssen. »Ihr habt nun gesehen,« sagte er endlich, »was es mit den Thränen des Marienbildes für eine Bewandniß hat. Ich zweifle nicht, »daß ihr es auch andern bekannt machen, und die »unvernünftige vielleicht auch boshafte Deutung davon zu vernichten suchen werdet. Das Kunst- »(nicht Wunder-) Bild aber will ich behalten und in »meine Schatzkammer setzen.«

Iwan Wassiljewitsch.

Iwan Wassiljewitsch, der zweyte dieses Namens, war unstreitig einer der größten Regenten Rußlands. Wäre dieses Reich nicht von so vielen verderblichen Unruhen nach ihm heimgesucht worden, so würden dessen Bewohner, durch seine Bemühungen weit eher di Fortschritte in der Aufklärung gemacht haben, d man jetzt an ihnen bewundert. Er war Gesetzgeber, und seine Gesetze hatten einen sehr merklichen Vorzug vor denen, die er vorfand. Er zog Ausländer ins Land, die seine Nation unterrichteten. Er beförderte den Handel. Kaum den Namen nach gekannte Künste und Wissenschaften, fiengen an unter ihm aufzukeimen, und ein Lichtstrahl durchdrang die dicke Finsterniß, die über dieses Land verbreitet lag. Er selbst war für die damalige Zeit gelehrt,

das heißt, er konnte die Bibel lesen, und hatte eine Menge Stellen aus ihr auswendig gelernt. Die Handschriften derselben waren selten und theuer, und durch die Unwissenheit oder Eilfertigkeit der Abschreiber äußerst fehlerhaft; er ließ deshalb einigen seiner Unterthanen die Buchdruckerkunst lernen, gab das nöthige Geld dazu her, und hatte im Jahr 1563 das Vergnügen, eine von seinen Unterthanen gedruckte Bibel zu besitzen.

Die Russen haßten alle diejenigen, die, ihrer Meynung nach, einer falschen Religion zugethan waren, besonders aber die Katholiken, gegen die sie einen solchen Abscheu hatten, daß sie ihren bittersten Feinden nichts ärgeres wünschen zu können glaubten, als daß sie in der lateinischen Kirche sterben möchten. Selbst der Zar war nicht von allem Widerwillen gegen sie frey. Denn wenn er katholischen Gesandten Audienz gegeben hatte, wobey er ihnen nach damaliger Sitte die Hand reichte, so unterließ er niemals, wenn sie fort waren, sich dieselbe zu waschen. Dessen ungeachtet opferte er seine Vorurtheile dem Wohle des Staats auf, und die Politik trug nach und nach das ihrige bey, daß er selbst aufgeklärter wurde. Er wollte seine Nation aufklären; dazu brauchte er die Hülfe der Ausländer; er hütete sich also, ihrer Gewissensfreyheit einigen Zwang anzuthun. Die lutherischen Kaufleute hatten zu Moskwa zwey Kirchen. Der päbstliche Gesandte Possevin gab sich alle Mühe, ihn zur Vertreibung ihrer Prediger zu bewegen; allein, er richtete nichts aus.

Es ist sehr gewöhnlich, daß bigotte Fürsten sich blindlings der Leitung ihrer Minister überlassen.

So nicht Iwan. Er war sehr eifrig in seiner Religion; demohngeachtet herrschte er mit demselben Ansehen über die Häupter der Kirche, mit dem er die Großen seines Reichs in Furcht und Schrecken erhielt. Er trug kein Bedenken, die Privilegien der beliebtesten Prälaten zu schmälern; sie mußten so gut Abgaben geben wie andere. Zu Folge eines alten Gebrauchs, wurden die Mitropoliten von dem Patriarchen zu Konstantinopel bestätigt. Iwan kehrte sich daran nicht: er setzte nach seinem Gutdünken Mitropoliten ein und ab. Ein unzeitiger Eifer, eine ihm mißfällige Aufführung war hinreichend, sie vom Popen richten und absetzen zu lassen. Und doch hat kein Despot je so abhängig von Gott geschienen, als er. Wenn man ihn um etwas ersuchte, so antwortete er, ich werde es thun, wenn Gott es haben will. Seine Handlungen schienen immer die Folgen einer Inspiration zu seyn. Das eingeschreckte Volk sah sich genöthigt, sie für heilig zu halten, wenn sie auch noch so böse, noch so thöricht, noch so unvorsichtig waren. Denn der, welcher sie vollbrachte, suchte einen furchtbaren Nimbus von Heiligkeit um sich her zu verbreiten. Es ist daher wahrscheinlich, daß auch damals jene bekannte Redensart: Gott und der Zar weis es! aufkam, deren sich die Russen zu bedienen pflegten, wenn sie etwas nicht wußten.

Er bestrafte die großen Verbrechen mit Strenge, und die kleinern belegte er mit Schande. Er ließ zuweilen die vornehmsten Bojaren auskleiden, ihnen Bettlerlumpen anlegen, und sie durch besoffne Henkersknechte durch die Straßen führen. So bestraft ließ er sie vor sich kommen, und ermahnete sie, sich inskünftige besser zu betragen. Wer sich außer den Festtagen be-

trank, mußte ins Gefängniß. Er hatte gewisse Stunden vestgesetzt, wo man ihm Suppliken übergeben konnte; keiner wurde abgewiesen, und die Antwort erfolgte bald. Die Minister und die Statthalter, die sich der Ungerechtigkeit und Unterdrückung schuldig gemacht hatten, wurden mit dem Tode bestraft. Seine Bojaren und Räthe verlohren alles, wenn sie sein Vertrauen verlohren. Vielleicht, daß der damalige Nationalcharakter eine solche Strenge nöthig machte. Sclavensinn scheint ein Grundzug desselben gewesen zu seyn, der vielleicht die Folge des Druckes war, den die russische Nation unter der Oberherrschaft der Tatarn erduldeten. Die Gattin war die Sclavin des Mannes, und sie glaubte sich von ihm nicht geliebt, wenn er ihre Fehler nicht sehr hart bestrafte; unter den schmerzlichsten Peitschenhieben prieß sie die Güte ihres Zuchtmeisters. Oft ließ der Zar vor seinen Augen den angesehensten Personen die Knute geben; sie warfen sich vor ihm nieder, und riefen: Lebe und regiere glücklich, großer Fürst! der Du Deine getreuen Unterthanen mit Deiner Güte beehrst, und sie durch Strafen zu bessern würdigst. Solche Gesinnungen, und die Hindernisse, die man seiner Ehrbegierde und seinen großen Bemühungen, welche er auf die Verbesserung und Verfeinerung seiner Nation richtete, in Weg legte, mußten ihn bewegen, die äußerste Schärfe anzuwenden, eine Schärfe, die er in manchen Fällen offenbar übertrieb, so weit sie trieb, daß sie in Grausamkeit ausartete. Nach dem Tode seiner sanften und liebenswürdigen Gemahlin, Anastasia Iwanowna, wurden die Vergnügungen am Hofe sehr lärmend. Man trank unmäßig, und hielt es für rühmlich, nie nüchtern zu seyn. Nicht mittrin-

ken, hieß die Aufführung des Zars tadeln, und ein solch Verbrechen war unverzeihlich. Dies erfuhr sein Minister Dmitri Owzin. Dieser speisete oft am Hofe. Einst als er schon betrunken war, reichte ihm der Zar einen großen Becher voll des stärksten Liqueurs, mit dem Befehl, ihn auf seine Gesundheit auszuleeren. Owzin nahm ihn an, trank ihn aber nur halb aus. Wie, ist das die Gesundheit, die du mir wünschest! schrie Iwan außer sich für Wuth, so liebst du mich! und sogleich gab er Befehl, ihn fortzuführen und hinzurichten. Seine Familie theilte sein Schicksal. Seinen noch ganz jugendlichen Sohn erstach der Zar mit eigner Hand. Es ist wahr, man hielt Owzin für das Haupt der Mißvergnügten, dies war aber nicht der Fall bey dem Fürsten Michael Repnin, den sein vortrefflicher Charakter eben so sehr, als das große Ansehen seiner Familie, die von Rußlands erstem Großfürsten abstammte, und seine hohe Bedienungen am Hofe auszeichneten. Iwan hatte ihm seine Freundschaft geschenkt, und wünschte, ihn bey seinen Vergnügungen zur Gesellschaft zu haben. Einst war Maskerade am Hofe; der Fürst fühlte sich verbunden, dem Zar wegen dieser, nach den damaligen Begriffen, unanständigen Ergötzlichkeit Vorstellungen zu thun. Iwan war bey guter Laune, er lachte, nahte sich ihm, und legte ihm eine Maske vors Gesicht. Unwillig warf sie Repnin von sich. Wie, sagte er, ich ein Glied deines Raths, ich sollte mich dieser Schande Preiß geben. Der Zar gerieth in Wuth; der Fürst mußte sich entfernen, und nach einigen Tagen wurde er auf Iwans Befehl, in der Kirche am Fuße des Altars durch Soldaten ermordet. —

Oft war der Zar aus Laune und zum Zeitvertreibe grausam. Einst saß er grade bey der Tafel, als der Woywode von Stariza, Namens Titow, ihm die Cour machte. Iwan bewillkommte ihn mit vieler Freundlichkeit, und befahl ihm, näher zu treten. In dem Augenblicke, da dies geschah, und der Unglückliche sich vor ihm niederwarf, ergriff der Zar ein Messer und schnitt ihm das Ohr ab. Titow war zu sehr Sclav, als daß er gewagt hätte, sich darüber zu beklagen; vielmehr dankte er seinem Herrn für diesen Beweis seiner Gnade.

Diese und mehrere ähnliche Handlungen, haben ihm den Beynamen des Schrecklichen, des Tyrannen und den Haß vieler seiner Unterthanen zuwege gebracht. Und daher kommt es ohne Zweifel, daß manche Schriftsteller eine so verhaßte und schreckliche Schilderung von ihm machen. Wenn man indessen die Geschichte und den Charakter Iwans aufmerksam betrachtet, und dabey erwägt, daß viele von den Handlungen, welche jene Schriftsteller ihm beylegen, erdichtet oder doch sehr verstellt seyn mögen: so scheint er überhaupt keinen determinirten überall herrschenden Hang zu Grausamkeiten gehabt zu haben. Denn er hat sich auch bisweilen sehr leutselig und menschenfreundlich betragen, selbst da, wo seinen Leidenschaften zu nahe getreten ward. Als im Jahr 1579 Lopatinsky im Namen seines Herrn den Russen Krieg ankündigte, und der Zar wußte, daß er gesonnen sey, mit bloßem Säbel vor ihm zu erscheinen, ließ er ihm sagen: es könnte ihm das Leben kosten, wenn er mit entblößten Säbel in den Pallast käme. Der beherzte Lopatinsky antwortete: Der Zar habe sein Leben in seiner Gewalt; aber dem-

ohngeachtet werde er von dem Befehle seines Königs nicht ein Haar abweichen. Er ließ auch wirklich, als er zur Audienz geführt wurde, von seinem Stallmeister sich einen bloßen Säbel vortragen, richtete sein Geschäfft mit vieler Würde aus, und überreichte dem Zar einen Säbel. Der stolze und in dergleichen Fällen sonst so leicht auffahrende Iwan, bewunderte die Treue des muthvollen Polen, und ließ ihm und seinem Gefolge mit alle dem Anstande begegnen, den sie an dem gesitteteſten Hofe hätten erwarten können, und hier unter solchen Umständen schwerlich erwartet hatten.

Zu einer andern Zeit setzte der Gesandte der Königin von England Hieronymus Bowes oder Boze den Hut vor ihm auf. Man deutete ihm an, denselben abzunehmen, und erinnerte ihn an das Schicksal eines andern italienischen Gesandten, dem der Zar den Hut auf den Kopf habe nageln lassen, weil er sich in seiner Gegenwart bedeckt hätte. Bowes behielt seinen Hut auf, und antwortete: ich weiß es wohl; aber ich bin Gesandter einer Königin, welche immer bedeckt geht, und es zu rächen wissen wird, wenn man ihren Minister beleidiget. Seht da einen braven Mann, sagte der Zar zu den Umstehenden, der das Herz hat, auf solche Art die Ehre seiner Monarchin zu behaupten. Wer unter euch würde für mich eben so handeln?

Diese sonderbaren Auftritte sind die deutlichsten Beweise, wie sehr Iwan Verdienste und treue Befolgung der Pflichten an andern zu schätzen wußte. Ueberhaupt muß man sich, bey Beurtheilung seiner Handlungen, in seine Lage setzen; und alsdann dürfte manches sehr erlaubte Strenge seyn, was unter andern Umständen und an einem andern Fürsten, mit Recht als

Grausamkeit getadelt werden könnte. Seine Sitten waren rauh und wild. Und wie konnte dies anders seyn, da er unter einem damals noch rohen Volke aufgewachsen und erzogen war? Er hatte die herrlichsten Anlagen zu allem Guten, aber sie wurden nicht gehörig ausgebildet, und die er ausbildete, wie viel Vortheile verschafften diese nicht seinen Unterthanen! Seine Jugendjahre verlebte er unterm Druck; er sah und hörte nichts als die Befehle des despotischen Fürsten Wassili Schuiskoi, und war ein Zeuge seiner Gewaltthätigkeiten. Er machte sich von dem Joche seines Unterdrückers loß, und wo er hinblickte, sahe er nichts als Sclaven und Schmeichler. Er mußte sich für ein Wesen höherer Art halten, und die Menschen verachten. Das Glück, das ihn in seinen Unternehmungen fast überall begleitete, bestärkte ihn in diesen übermüthigen Gesinnungen. Hätte er immer solche Menschen um sich gehabt, wie seine erste Gemahlin Anastasia Iwanowna, er würde gewiß einer der vortreflichsten und gütigsten Regenten geworden seyn. Sie beherrschte ihn, ohne daß er es bemerkte: seine Lebhaftigkeit leitete sie auf nützliche Gegenstände: sie flößte ihm einen Widerwillen gegen seine frühern Verbindungen ein; und die nichtswürdigen Theilnehmer seiner rohen Vergnügungen, mußten rechtschaffnern und gebildetern Männern Platz machen. Ihn umgaben weise Räthe und brave Krieger, denen es Ernst war, seinen Ruhm zu vermehren und seine Macht zu vertheidigen. Seine Gerechtigkeit verschaffte ihm die Ehrfurcht seiner Unterthanen, und seine Leutseligkeit ihre Liebe. Der Reiche und der Arme hatten Zutritt zu ihm. Talente und

Rechtschaffenheit wurden hervorgezogen und mit Reichthum und Ehre belohnt. Schmeichler und Possenreisser mußten einen Hof verlassen, wo die Berathschlagungen über das Glück der Unterthanen, dem Fürsten nicht Zeit ließen sie zu hören. Und dies alles war das Werk der sanften und liebenswürdigen Anastasia. Sie starb zu früh. Niemand verstand oder getraute sich ihren Platz einzunehmen, und Iwan wurde seinen Unterthanen schrecklich.

Vergnügungen.

Die Wahl der Vergnügungen charakterisirt den Geist des Volks. Anders vergnügt sich eine feige Nation; anders eine muthvolle; anders eine rohe, anders eine gesittete. Die mehrsten Vergnügungen der Russen sind vielgewagt und kühn.

Im Winter belegen sie ein hohes Gerüste mit Brettern, das einem steilen Berge gleicht. Man nennt es Eisbahn. Dieses wird mit Stroh und Schnee bedeckt, und mit Wasser begossen, wodurch es spiegelhelle und glatt wird. Auf der Hinterseite steigen die gemeinen Russen mit kleinen Schlitten hinauf, und fahren dann mit unglaublicher Geschwindigkeit den Eisberg herab. Der Stoß, den der Schlitten erhält, ist so stark, daß dieser, wenn er von dem Gerüste herunter ist, noch eine weite Strecke fortläuft. Dies Vergnügen ist wirklich halsbrechend, aber von dem gemeinen Manne sehr geliebt. In Petersburg werden alle Winter dergleichen Eisbahnen, auf der

zugefrornen Newa und in den Vorstädten, zum uneingeschränkten Gebrauch für jedermann erbaut; in Moskwa auf der Moskwa und auf großen Marktplätzen.

Aber nicht bloß der gemeine Mann, sondern selbst die Vornehmsten des Staats, machen sich ein ähnliches Vergnügen. Auf den Lustschlössern Oranienbaum, Peterhof, ehemals auch zu Sarskoe Selo, sind nachgeahmte Eisberge erbauet; man nennt sie Rutschbahnen, fliegende Berge oder Sommerbahnen. Die Bahn z. B. in Oranienbaum ist ein großes, hölzernes, mit Brettern belegtes Gerüste, dessen Oberfläche eine Wellenlinie ausmacht. Sie bildet vier Bogen, deren einer immer höher als der andere ist. An die höchste Spitze des Berges stößt ein Haus, von dessen Dache man auf den Berg gehen kann. Auf die Bahn des gewölbten Berges wird eine Chaise, welche die Gestalt eines Schlittens hat, gestellt, und eine Person setzt sich hinein. Der Schlitten bekömmt einen Stoß, und läuft dann von selbst den Abhang herab. Durch das Abwärtslaufen erhält diese Rutschchaise ein solche Kraft, daß sie sich von selbst auf die zweyte Wölbung des Berges erhebt. Von da fängt sie wieder an den Berg hinab zu laufen, und erhält von neuem Stoßkraft die dritte Wölbung zu ersteigen, und so geht es bis sie ganz herunter ist, wo sie noch eine ganze Strecke fortschießt. So gefährlich dieses aussieht, so ist es hier doch ziemlich sicher, und gar nicht mit jenen eigentlichen Eisbergen zu vergleichen; denn diese Rutschchaisen haben kleine Räder, die in Fugen laufen, so daß sie nicht aus dem Gleise treten können. Die Räder gehen in einer Falze, die nur eine solche Oeffnung hat,

daß die Axe der Chaiſe, ohne große Friction, durchlaufen kann. Die Schnelligkeit, die vielleicht dem einen oder dem andern gegen das Ende zu, wo ſie ſich vermehrt, unangenehm werden kann, kann durch Anhalten eines Seils, das hinten an der Chaiſe beveſtigt iſt, etwas vermindert werden.

Iſt ein Rutſchchaiſe hinuntergelaufen, ſo wird ſie aus dem erſten Gleiſe in das darneben befindliche geſetzt, und an dem Seile mit einer Winde, die oben an der Spitze des fliegenden Berges angebracht iſt, wieder hinaufgezogen. Ein anderer Schlitten folgt dem erſtern nach, indeſſen jener hinauf gezogen wird.

Sonſt machten ſich die Herren und Damen am Hofe, bey ſchönem Wetter, dieſe Bewegung faſt täglich; jetzt geſchieht es ſehr ſelten. Da dieſe Bahnen für den Monarchen beſtimmt ſind, ſo kann man leicht denken, daß es ihnen nicht an Verzierungen fehlen werde. Die Bahn zu Oranienbaum hat auf beyden Seiten eine doppelte Colonnade, auf deren Dache viele Zuſchauer Platz haben. Jede dieſer vier Reihen hat zweyhundert hohe Säulen, und am Ende der ganzen Colonnade ſtehen noch hundert Säulen in einem großen Zirkel; durch dieſe neunhundert Säulen rennt die Chaiſe mitten durch. Sie geben dem Ganzen ein unbeſchreiblich majeſtätiſches Anſehen. Die Länge beträgt mehr als eine halbe Werſt, (ſieben auf eine deutſche Meile gerechnet).

Ein anderes Volksvergnügen ſind die Schaukeln. Man hat deren eine große Menge von verſchiedner Art. Einige ſind ſo gebaut, daß ſie ſich wie ein Mühlrad um eine horizontalliegende Welle herum drehen. Vier Sitze ſind in der Peripherie des Rads angebracht, ſo

daß man sich iezt in den Lüften, iezt unten befindet. Dieses große Rad wird mit unglaublicher Geschwindigkeit herumgedreht. Die gemeinste Art von russischen Schaukeln ist diejenige, wo auf zwei in den Erdboden perpendiculair befestigten Pfählen eine horizontale oder Querbalken-Welle ruhet, die sich leicht herumdrehet. An ihr hängt ein hölzerner Siz. Das Mädchen sezt sich, und die Mannsperson stellt sich so, daß jene sich zwischen seinen Füßen befindt. Durch Beugung der Knie und Anstrengung des ganzen Körpers, bringt er den Siz an der beweglichen Welle in einen solchen Schwung, daß er sich nebst dem Mädchen rund um die Achse herumschleudert. Schrecklich ist der Anblick. Denn bald stehet der Mann mit dem Kopfe unterwärts, wenn sich der Siz in der Höhe befindet, bald bildet die Länge seines Körpers eine Palallellinie mit der Oberfläche der Erde, wenn der Siz im Steigen oder Fallen begriffen ist. Manche machen dieses kreisförmige Schaukeln mit einer solchen Geschwindigkeit, daß es dem Zuschauer, dessen Auge an solche kühne Vergnügungen nicht gewöhnt ist, schwindlich wird.

So wie diese beiden Vergnügungen die eine im Winter, die andere im Sommer, den Muth nähren, so sind die mehrsten übrigen so beschaffen, daß sie körperliche Stärke befördern. Laufen, Werfen, Schlagen, Ringen u. s. w. sind gemeiniglich damit verbunden. So werden z. B. fünf Kegelförmige Hölzer aufeinander gelegt, und mit einem starken Knüppel in einiger Entfernung darnach geworfen. Bei einem andern Spiele wird ein eiserner starker Bolzen nach einem eisernen Ringe geworfen. Selbst das gewöhnliche Fahren mit einem Träber und Courierstreicher, so-

wohl im Sommer nach bestimmten Zielen, als im Winter auf der Rennbahn, muß einer Nation, die täglich dergleichen sieht und mitmacht, kühnen Unternehmungsgeist einflößen, und Furcht vor Gefahren verscheuchen.

Widerwille gegen das Bartscheeren.

Nichts stand Peters großen Entwürfen, seine Nation aufgeklärt, groß und mächtig zu machen mehr im Wege, als die alten Sitten und Gebräuche. Es kostete ihm weniger Mühe, Länder zu erobern, sieggewohnte Armeen zu schlagen, Flotten zu zerstreuen, und Nationen vor sich zittern zu machen, als seine Befehle zu der so nothwendigen Umformung der Sitten seiner Unterthanen durchzusetzen. Sie wurden mit dem grösten Widerwillen aufgenommen, und oft selbst mit Lebensgefahr übertreten. So auch die Verordnung daß jeder, Geistliche und Bauern ausgenommen, den Bart scheren, und sich auf ausländische Art kleiden sollte. Geldstrafe war nicht hinreichend dieselbe vor der Uebertretung zu sichern. Peter muste zu gewaltsamen Mitteln schreiten. Er ließ den alten Bojaren, wenn sie bey ihm am Hofe speisten, und sich betrunken hatten, den Bart auf eine lächerliche Weise bescheren, und nöthigte sie dadurch entweder einige Monate die Stube zu hüten, oder sich ganz rasieren zu lassen; ja, es wurden sogar Barbierer auf die Straßen geschickt, die den Vorübergehenden den Bart mit Gewalt ab-

nehmen muſten. Die Urſache dieſes allgemeinen Widerwillens gegen das Bartſcheeren lag in dem damaligen Wahne, daß man durch den Verluſt des Barts des göttlichen Ebenbildes und mit ſelbigen auch der Seligkeit beraubt werde. Dieſer Wahn ſchrieb ſich aus den frühern Zeiten her. In einem Kirchenbuche des Patriarchen Philaret, ſtehen in der Vorſchrift wie man einen Römiſch-catholiſchen in den Schooß der Rechtgläubigen Kirche aufnehmen ſoll, folgende Stellen: Ich verfluche die Gott mißfällige unartige Verſtellung der Geſichtsbildung, den Bart abzuſcheeren. — Viele weltliche Perſonen berauben ihr Geſicht der Schönheit, des Barts, des ihnen anerſchaffnen göttlichen Ebenbildes; denn eben mit dieſer Schönheit hat Gott den Menſchen gezieret, nach ſeinem Ebenbilde und Gleichheit. — Der Teufel verführet die Leute den Bart abzuſcheeren; auch ſchneiden ſie ſich die von der Leſze herabhängende Haare mit einen Scheermeſſer ab, ja, was noch gottloſer iſt, ſie beißen ſich die Barthaare mit den Zähnen ab, und machen ſich dadurch den Menſchenfreſſern ähnlich. —

Die auf Befehl Iwan Waſſileiwitſch unter dem Vorſitze des Mitropoliten Makarii verſammelten geiſtlichen Väter, hatten zuerſt das Bartſcheeren als ſündlich aus dem Grunde verdammt, weil der Menſch nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffen worden; auch verordnet, daß derjenige der mit abgeſchornen Barte ſtürbe, wie ein Heide, ohne Geſänge und Lichter ſollte begraben werden.

Als der heilige Metropolit Dmitri zu Roſtow, von zweien Perſonen, die lieber den Kopf als den Bart zu verliehren, ſich erklärten, um Rath gefragt wurde,

wie sie sich bei dem Befehl des Kayſers zu verhalten hätten? wuſte er ſeiner eignen Angabe nach ihnen keine andre Antwort zu geben, als dieſe: Was wächſet wieder? ein abgehauener Kopf? oder ein abgeſchorner Bart? —

Behandlungsart der Weiber.

Je weiter eine Nation in der Cultur und Aufklärung zurück iſt, deſto drückender iſt das Joch, unter dem das weibliche Geſchlecht ſeufzt. Die Männer glauben ihre uneingeſchränkte Herrſchaft über daſſelbe, von der Natur ſelbſt erhalten zu haben; ihr Gränzen ſetzen wollen, würde ihnen ein Eingriff in die Rechte der Natur ſcheinen. Der wilde Amerikaner behandelt ſein Weib mit der äuſerſten Härte, und der uncultivirte Aſiate betrachtet ſie, ſelbſt nach den Grundſätzen ſeiner Religion, als ein Weſen niedrer und verächtlicher Art. So auch der Ruſſe in den frühern rohern Zeiten. Die Weiber waren zur Einſamkeit verdammt; ſie bewohnten den abgelegenſten Theil des Hauſes; und es war ſchon ein groſſer Beweis der Achtung oder des Zutrauens, wenn ein Ruſſe einem Fremden oder ſeinem Freunde ſein Weib ſehen lieſs. Wer dieſen Beweis der Freundſchaft empfing, gab der Frau einen Kuſs; übrigens muſte er in ihrer Gegenwart die Hände beſtändig herabhängen laſſen, und ſich in Acht nehmen, ſie zu berühren. Die Weiber hätten nicht einmal den Troſt, im Innern des Hauſes einiges Anſehen zu beſitzen; ſie hatten niemanden zu befehlen. Ihre einzige Beſchäfti-

gung war, nähen und stricken. Knechtische Furcht erhielt dies sonst so herrschsüchtige Geschlecht in Unterwürfigkeit; und das Bewußtsein überwiegender Stärke machte den gegen andere oft kriechenden Mann zum Tyrannen seines Weibes. Peitschenhiebe folgten unausbleiblich auf das kleinste Versehen; ja, sie wurden oft als ein Beweiß ehelicher Liebe betrachtet; denn die Frauen wollten lieber von ihren Männern geprügelt, als ihnen gleichgültig sein. Selbst religiöse Uebungen entzogen sie ihrer Eingezogenheit nicht; man sah sie selten in der Kirche und wenn sie ja einmal Erlaubniß erhielten auszugehen, so konnten sie sich immer bei ihrer Rückkunft auf einen unfreundlichen Empfang gefaßt machen.

Liebe konnte selten zwischen Eheleuten statt finden, deren Vereinigung nicht das Werk der Neigung sondern des Zwanges war. Das Weib sah sich auf einmal in den Armen eines Mannes den sie zuvor nie gekannt hatte, und so umgekehrt. Alte Weiber stifteten gemeinhin die Heurath. Die Familien traten zusammen, setzten Bedingungen fest, und schlossen den Vertrag. Die beiden Verlobten bekamen sich nicht eher zu sehen, als in dem Augenblicke da ein unauflösliches Band, das nur der Tod zerreißen konnte, sie auf immer vereinte. Denn die griechische Kirche erlaubet keine Ehescheidung, außer in dem Fall, daß der eine oder der andere Theil sich einkleiden läßt. Die alten Weiber die die Heurath stifteten, mußten für die Jungfrauschaft der künftigen Gattin stehen, und die sehr trüglichen Zeichen derselben, nach vollzogner Ehe, beiderseitigen Verwandten vorzeigen. Konnten sie dies

nicht, ſo empfingen ſie ſtatt der Belohnungen die ſie erwarteten, Prügel und Schmähungen.

Der Tod, den die Frauen dulten muſten, die ihre Männer umgebracht hatten, war ſchrecklich. Sie wurden bis an den Hals in die Erde vergraben; und man ſtellte Wachen um ſie, daß ihnen niemand Speiſe reichen, oder ihr Ende beſchleunigen konnte. Einige dieſer Unglücklichen durchlebten in dieſer ſchrecklichen Stellung eine ganze Woche in der bitterſten Kälte. Wahrſcheinlich hatte die Tyrannei der Männer dergleichen Mordthaten häufig veranlaßt; um ihnen vorzubeugen ſah man ſich genöthigt, ſie mit einem ſo martervollen die Menſchheit empörenden Tode zu beſtrafen. Die Frauen ſchützte aber kein Geſetz wider die Mißhandlungen der Männer; ja man findet nicht einmal, daß auf die Ermordung derſelben eine Strafe geſetzt geweſen. Soweit ging der Wahn von einer unumſchränkten Gewalt über ſie!

Im 17ten Jahrhunderte wurde ihr Zuſtand etwas erträglicher. Die Frauen aus den höhern Volksklaſſen durften in die Kirche gehen, und ihre nächſten Verwandten beſuchen. Ihre Eitelkeit bekam dadurch Nahrung, und ſie bedingen ſich bey dieſer Gelegenheit mit allen ihren Koſtbarkeiten. Die Prinzeſſinnen des regierenden Hauſes erhielten dieſe Freyheit nicht. Sie muſten nach wie vor ihre Tage im Palaſte oder in den Klöſtern verleben. Aeußerſt ſelten bekam man die Gemahlin oder die Töchter oder die Schweſtern des Fürſten zu ſehen. Einſt wurde die Zarin krank: man muſte einen Arzt rufen: ehe er aber eintrat wurde das Zimmer durch dicke Vorhänge verfinſtert, und er durfte ihren Puls nur durch die Bettgardine befühlen.

Uebrigens blieb die Unterwürfigkeit der Weiber gegen ihre Männer die nähmliche. Der Mann behielt das Recht seine Frau, selbst in Gegenwart ihrer Eltern, auf die unbarmherzigste Weise, oft selbst ohne Ursache zu prügeln. Das stärkste Weib, der es leicht gewesen sein würde, ihren schwachen Mann zu überwältigen, ließ sich geduldig schlagen, sie that nicht den geringsten Widerstand, ia, sie suchte nicht einmal den Schlägen durch die Flucht zu entgehen, sondern sie überließ sich ihrem Schicksale und dem, was sie als ihre Pflicht betrachtete.

Peter dem Ersten war es vorbehalten, den Weibern ihr Joch zu erleichtern, und durch Beispiele aus den höhern Ständen die niedern Volksklassen zur Nachahmung zu ermuntern. Er entzog die Frauen seiner angesehensten Unterthanen ihrer Einsamkeit, und rief sie in die Gesellschaften der Männer, Er hatte bald in seinem Pallaste, bald bei seinen Hofleuten Gesellschaft, wo geschmaußt, gespielt, getanzt wurde, und die Frauen musten dabei entweder in englischer, deutscher oder in französischer Tracht erscheinen, die Erfüllung der Hauptbedingung des Ehestands, gegenseitige Liebe, wurde durch ihn befördert, und mithin die barbarische Strenge der Männer, wo nicht ganz aufgehoben, doch sehr gemildert. Denn er gab das Gesetz, daß sich niemand verheurathen sollte, ohne den künftigen Gefährten seines Lebens gesehen, oder seine Einwilligung zur Verbingung mit ihm gegeben zu haben. Zwar ist dieses Gesetz aus Eigennutz und Anhänglichkeit an alte Gebräuche oft übertreten worden. Demohngeachtet aber ist der Einfluß, den es auf das häusliche Glück der Russen gehabt hat, und noch hat, unverkennbar.

Peters des ersten Rede, als ein Schiff vom Stapel gelassen wurde.

Peter, dessen Lieblingsstudium die Marine war, freute sich ungemein über den guten Fortgang seines Schiffbaues. Als im Jahr 1714 ein Schiff vom Stapel gelassen wurde, hielt er am Bord desselben an die vornehmsten Russen diese Anrede:

Meine Brüder! wer von euch hätte sichs wohl vor 30 Jahren einfallen lassen, daß ihr mit mir an der Ostsee hier zimmern, und mit deutscher Kleidung in dieser Gegend, die unser Muth erobert hat, eine Stadt bauen, soviele siegreiche Krieger und erfahrne Seeleute aus Russischem Blute, so viele geschickte und aus fremden Landen zurück gekommene Söhne, so viele auswärtige Künstler und Handwerker in unserm Gebiete, und so große Hochachtung auswärtiger Fürsten gegen uns und euch sehen und erleben würdet? die Geschichtschreiber setzen den Sitz aller Wissenschaften in Griechenland, von wo sie durch das Verhängniß der Zeiten verjagt sich über Italien und von da über ganz Europa verbreiteten. Die Nachlässigkeit und Indolenz unsrer Vorfahren, verhinderte sie weiter als nach Polen zu dringen, da doch einst über die Polen und Deutschen eben die tiefe Unwissenheit und Barbarei herrschte, der wir bisher unterworfen waren; aber ihre Fürsten sorgten dafür, daß sie aufgeklärt wurden, und sie sahen sich in dem Besitz der griechischen Künste und Wissenschaften. Jetzt ist die Reihe an uns gekommen; unterstützt mich in meinen Unternehmungen: seid thätig und gehorsam. Man kann die Wanderungen der Wissenschaften mit dem Umlaufe des Bluts im mensch-

lichen Körper vergleichen. Ich habe die Hoffnung, daß sie einst England, Frankreich und Deutschland verlassen, sich einige Jahrhunderte bei uns aufhalten, und dann nach Griechenland ihrem alten Vaterlande zurückkehren werden. Indessen ermahne ich euch, das lateinische Sprichwort ora et labora wohl in Acht zu nehmen; und alsdann versichert zu sein, daß ihr vielleicht noch bei unsern Lebzeiten andere gesittete Länder beschämen, und den Russischen Ruhm auf den höchsten Gipfel bringen werdet.

Peter der Große im Land und Seedienste.

Peter der Große suchte bey jeder Gelegenheit seiner Nation einleuchtend zu machen, daß nur dem persönlichen Verdienste, Ehre, Rang und Vorzug zukommen. Deswegen ließ er es nicht nur beim Spott über den armseeligen verdienstlosen Ahnenstolz bewenden, sondern er bemühte sich auch theils durch Gesetze theils durch seyn Beispiel den Trieb nach wahrer Ehre bei seinen Unterthanen zu wecken, und sie zu ermuntern sich der damit verbundenen Vorzüge würdig zu machen. Dies war die Ursache warum er sich von Jugend auf an die Beschwerlichkeiten und die rauhe Lebensart des Soldatenstandes gewöhnte; in demselben ganz von unten auf diente, die Person des Zars so oft ablegte, und sein Avancement blos seinem Wohlverhalten schuldig sein wollte. Kaum zehn Jahr alt errichtete er zu Moskwa eine Compagnie Soldaten aus jungen Edel-

leuten, mit der er im Lager täglich nach deutscher Art exercirte, und alle dabei vorkommende Arbeiten verrichtete. Er diente in ihr anfänglich als Trommelschläger, und zwölf Jahr als gemeiner Soldat. Er schlief mit seinen Kammeraden, wenn er die Wache hatte, im Zelt, oder in der Baraque auf der Pritsche, stand bei Nacht sowohl als bei Tage Schildwache, und begnügte sich mit der gemeinsten Soldatenkost. Zu den zur Uebung der Compagnie aufgeworfnen Festungswerken, führte er mit andern Erde in einer Schubkarre zu, welche er mit eigner Hand verfertigt hatte.

Auch auf der Flotte diente er von unten auf, und unterzog sich willig allen mit dem Seedienst verbundenen Beschwerlichkeiten; ließ es auch gerne geschehen daß verdiente Männer ihm im Avancement vorgezogen wurden. Einst war eine Viceadmiralstelle erledigt, die wieder besetzt werden muste. Peter glaubte als Schout by Nacht oder Contreadmiral Ansprüche auf sie machen zu können. Er gab also eine Supplique an das Admiralitätscollegium ein, und bat mit Anzeige seiner bisherigen Dienste um diesen Posten. Die Sache ward in ernstliche Ueberlegung gezogen, und die erledigte Stelle einem andern Contreadmiral, dem Schout by Nacht Peter Alexiewitsch aber der schriftliche Bescheid gegeben: daß das Collegium seine Verdienste kenne, und in der Hoffnung, daß er sich ferner verdient machen werde, ihm zum gesuchten Avancement, die nächste Anwartschaft gebe; jezt aber habe man es der Billigkeit gemäß befunden, dem andern Contreadmiral die erledigte Viceadmiralstelle zu ertheilen, weil dieser länger als Seeofficier gedient, und sich bei mehrern Gelegenheiten auf das rühmlichste hervorgethan

habe. Peter war mit diesem Bescheide zufrieden, und sagte bei Hofe, als man auf dieses Avancement zu sprechen kam: die Glieder des Collegiums haben recht geurtheilt, und billig gehandelt. Wären sie so niederträchtig gewesen, mich aus Schmeichelei meinem Cammeraden und Competenten vorzuziehen: so hätten sie gewiß dafür büßen sollen.

Peter erhielt auch wirklich nicht eher die Viceadmiralsstelle, als bis er sich durch seine Verdienste das unbezweifeltste Recht dazu erworben hatte. In dem unglücklichen Kriege den Karl der Zwölfte mit den Russen führete, war den Schweden nichts als ihre Seemacht übrig geblieben. Die russische Flotte hatte noch keine Gelegenheit gehabt sich auszuzeichnen. Jetzt bot sich eine dar, und Peter benutzte sie. Er hatte im Jahr 1714 den Entwurf gemacht sich der Insel Aland zu bemächtigen. *Man kommt diese Absicht nicht erreichen*, ohne die Schwedische Flotte, welche der Admiral Gustav Wattrang commandirte vorbeizuseegeln. Peter der nicht gewohnt war eine Unternehmung wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten aufzugeben, entschloß sich ohne Bedenken auf den Feind loszugehen. Man setzte glücklich durch die feindliche Flotte, und büßte nicht mehr als eine einzige Galeere dabei ein. Die heftige Kanonade der Schweden, richtete, weil sie zu hoch gerichtet war, weiter keinen Schaden an, als daß ein russischer Kapitain verwundet wurde. Aland gerieth in russische Hände. Der Zar ließ eine Anzahl Galeeren über einen schmalen Erdstrich zwischen Raseborg und Hangö-Udd zu Lande überfahren, und solche in dem Busen bei Hangö-Udd, wo seine größern Schiffe waren, wieder ins Wasser bringen. Wattrang

der hievon Nachricht bekam, ſchickte den Schout by Nacht Nils Ehrenſchöld ab dieſe Galeeren zu nehmen, oder in Grund zu bohren. Als die Ruſſen die Schwediſche Flotte vorbei waren, wendeten ſie ſich nach dem Buſen, wo Ehrenſchöld lag, und auf die Galeeren lauerte, ſo über Land ſollten gezogen werden. Der General-Admiral Graf Apraxin ließ ihn ſogleich zur Uebergabe auffordern, griff, als dieſe abgeſchlagen wurde, mit großer Lebhaftigkeit an, und eroberte, ungeachtet der überlegenen ſchwediſchen Artillerie, Ehrenſchölds Fregatte, 9 Galeeren und 116 Kanonen. Der Zar zeichnete ſich bei dieſer Schlacht ganz vorzüglich aus. Er war Soldat, Matroſe, Steuermann und Admiral zugleich. Das Gefecht, blutig auf beiden Seiten, dauerte zwei Stunden. Man kam zum Handgemenge, Galeere legte ſich an Galeere, Mann vor Mann fochten, und man ergab ſich nicht eher, als bis die Fahrzeuge zu ſinken anfiengen. Ehrenſchöld floh, bedeckt mit Wunden, auf einer Schaluppe, wurde aber von dem Hauptmann Bakew, der die Grenadiers vom Ingermannländſchen Regimente commandirte, eingeholt und zum Gefangenen gemacht. Der Reſt der ſchwediſchen Flotte zog ſich nach Stockholm.

Alles zitterte bei dieſer Nachricht in Stockholm. Der Hof machte ſich bereit, ſeinen Zufluchtsort in Dronningholm zu ſuchen, und die Regierung ſorgte für die Vertheidigung der Hafen. Peter aber, belehrt durch Karls unglückliches Beiſpiel, und durch eigne Gefahren, denen er ſich einſt an den Ufern des Pruths ausgeſetzt hatte, hielt es zu gefährlich, tief in des Feindes Land einzudringen. Er wußte, daß zu weit getriebne Eroberungen den Sieger nöthigen, ſeine Macht zu thei-

len, ihn dadurch schwächen, und ihm endlich für die Ströme vergoßnen Blutes nichts mehr übrig lassen, als den elenden Ruhm eines Eroberers und eine leere Schatzkammer. Er begnügte sich, sich den Schweden fürchterlich gemacht, und seine Flotte mit der ihrigen gemessen zu haben, und kehrte mit den gemachten Prisen nach Petersburg zurück.

Die siegende Armee zog im Triumph in Petersburg ein. Ehrenschöld an der Spitze der Ueberwundenen, folgte den Siegern. Die Fregatte und die den Schweden abgenommenen Galeeren wurden auf der Newa ausgestellt. Der Fürst Feodor Romodanowsky saß mit der höchsten Macht begleitet, auf einem Throne, und empfieng die Ehrfurchtsbezeugungen, die der Monarch anzunehmen, sich weigerte. Diesem Fürsten wurde nicht nur in der Abwesenheit des Zars die Staatsverwaltung übertragen, sondern er stellte auch die Person des Souverains oft in dessen Gegenwart bei Gelegenheiten wie die jetzige war, vor, indeß der Monarch selbst sich unter den übrigen Officieren verlohr.

Die Besiegten und die Sieger wurden dem Romodanowsky vorgestellt, und der Admiral Graf Apraxin lobte den Diensteifer und die Bravour des Contreadmiral. Der Contreadmiral Peter Alexiewitsch wurde hervorgerufen und ihm befohlen, den Verlauf der Schlacht vor Hangö-Udd zu erzählen. Peter gehorchte; und zur Belohnung seines Wohlverhaltens, wurde er zum Viceadmiral ernannt. Die großen des Reichs und die auswärtigen Minister, die Zuschauer dieser Ceremonie waren, wünschten dem Viceadmiral zu seinem Avancement Glück. Der Rest des Tages wurde dem Vergnügen geweiht.

Entschlossenheit.

Die Würkungen der Entschlossenheit bei Verschwörungen und Aufruhr gleichen den unvermutheten Donnerschlägen. Wie diese den Schritt des betäubten Wanderers hemmen, oder den bestürzten Räuber den schon ereilten Raub entrücken, so drängen jene die Wogen der Empörung zurück, und vereiteln in einem Augenblicke die ausgedachtesten Plane. Aber nur großen Seelen ist Entschlossenheit eigen. Peter der erste zeigte sie oft, aber nirgends in einem höhern Grade als bei einer Verschwörung der Strelitzen, die zwei Officiere derselben Sikel und Sukawnin dirigirten. Um den Zar beizukommen, hatten sie den Plan gemacht, mitten in Moskwa Feuer anzulegen, Petern, der bei dergleichen Gelegenheiten sich sehr thätig bewieß, nach und nach im Gedränge zu umringen, und ihm unvermerkt den tödtlichen Stich beizubringen.

Schon war der Abend, welchem die zur Ausführung ihres Vorhabens bestimmte Nacht folgen sollte, herangerückt. Die Verschwornen hatten sich bei Sukawnin versammelt. Peter den Großen zu ermorden, erforderte Muth; und übermäßiges Saufen war die einzige Quelle, aus der sie ihn zu schöpfen vermochten. Aber nicht immer ist diese Quelle ein Lethe, die alle andere Empfindungen betäubt, keine Erinnerung an heilig beschworne Pflichten zuläßt, und nur zur Mord- und Rachsucht reizet. Oft bewürket sie grade das Gegentheil von dem, was sie bewürken sollte; sie stellt eine abscheuliche Handlung in ihrer ganzen Abscheulichkeit mit einer Klarheit dar, mit der sie zuvor nie gedacht wurde. So gieng es auch hier. Einem der Strelitzen

hatte der Brandewein das Gewiſſen rege gemacht, und die Furcht, die gemeinhin dergleichen Regungen zu begleiten pflegt, ihn Abends um acht Uhr hinaus auf den Hof getrieben. Ein anderer, eben ſo beunruhigt, folgte ihm auf dem Fuße. Beide entdeckten ihre Empfindungen, und beſchloſſen, dem Zar die Verſchwörung anzuzeigen. Sie gaben ſich die Hand darauf, und giengen zur Geſellſchaft zurück. Wenn wir unſer Vorhaben, ſagten ſie hier, noch um Mitternacht ausführen wollen, ſo iſt es Zeit, daß wir aufhören zu trinken und uns nach Hauſe begeben. Dies wurde bewilligt. Wer nach Hauſe gehen wollte, konnte gehen, mußte aber mit einem Handſchlage verſprechen, ſich vor Mitternacht unfehlbar wieder einzufinden. Einige giengen; alle übrigen blieben bei Sukawnin, und erwarteten den Augenblick, wo die Feuerglocke ſie zur Ausführung ihres Unternehmens rief.

Die beiden reuigen Streliţen giengen, ihrer Abrede gemäß, nach Preobraſchensky, und ließen ſich bei dem Zar durch einen Denſchtſchik deſſelben melden. Peter ließ ſie fragen, was ſie anzubringen hätten? "Was "wir, antworteten ſie, nur ſeiner Majeſtät ſelbſt ent"decken können, und keinen Zeitverluſt leidet." Der Zar ließ ſie alſo vor ſich kommen: "Wir bringen Dir," riefen ſie, indem ſie ſich vor ihm niederwarfen, "unſere "Köpfe dar, die wir verwürket haben. Wir haben "uns mit unſern Brüdern in eine Verſchwörung wider "Dich eingelaſſen. Sie ſind bei Sukawnin verſam"melt und erwarten das Zeichen der Feuerglocke, um "Dich zu ermorden." Peter hörte ihr Anbringen mit Gelaſſenheit an und fragte ſie: ob dem auch gewiß ſo wäre? „Ja," verſetzten ſie „wir ſind in Deiner Ge-

"walt; hier haß Du unſre Köpfe; ſchicke nur hin, Du "wirſt ſie, bis um Mitternacht, noch alle beiſammen "finden."

Die beiden Anbringer wurden in Verwahrung gebracht; und Peter ſchrieb ein Billet an den Capitain der Preobraſchenskiſchen Leibgarde, Lapuchin, worinn er ihm befahl, ſeine Compagnie in der Stille zuſammen zu ziehen, und um eilf Uhr gegen das Sukawninſche Haus ſo anzurücken, daß es mit dem Schlage eilf Uhr beſetzt, und alles was ſich drinnen befände, arretirt ſei.

Nach zehn Uhr ſetzte ſich der Zar, in der Meinung, daß er dem Capitain die zehnte Stunde beſtimmt habe, und alſo alles ſchon nach ſeinem Willen ausgeführt worden ſei, in ſeine Carriole, und fuhr in Begleitung eines einzigen Denſchtſchik gerade nach Sukawnins Hauſe. Er wunderte ſich nicht wenig, als er um halb eilf Uhr daſelbſt anlangte, und nirgends einen Gardiſten erblickte. Demohngeachtet ſtieg er ab, und begab ſich in das Haus. Alles gerieth in Bewegung, als es hieß, der Zar iſt da. Peter trat mit unerſchrokenen Muthe in das Zimmer der Verſchwornen. Er begrüßte ſie mit vieler Freundlichkeit, und gab vor, daß die ſtarke Erleuchtung ihn herausgelockt hätte, und weil es ihn noch zu früh ſchien, zu Bette zu gehen, ſo wolle er noch ein Gläschen mit der Geſellſchaft trinken. Auch die Verſchwornen ließen ſich noch nichts merken. Sie machten ihm die gewöhnlichen Ehrfurchtsbezeugungen, und tranken einigemal auf ſeine Geſundheit herum. Peter erwiederte ſie mit anſcheinender Unbeſorgtheit. Endlich winkte ein Strelitz dem Sukawnin, und ſagte ihm leiſe ins Ohr: Es iſt Zeit Bruder. Dieſer erwiederte

eben so leise: noch nicht. Peter sprang bei diesen Worten auf, schlug dem Sukawnin mit geballter Faust ins Gesicht, und rief mit fürchterlicher Stimme: Wenn es bei Dir noch nicht Zeit ist, du Hundssohn, so ist's bei mir Zeit. Auf bindet die Hunde. In dem Augenblick trat Lapuchin ins Zimmer, und hinter ihm seine mit Gewehr und Stücken versehene Compagnie. Sogleich fielen die andern Verräther nieder und gaben sich schuldig. Sie mußten sich einander binden. Hierauf wandte sich Peter um und versetzte dem Capitain eine derbe Ohrfeige, weil er, seiner Meinung nach, nicht zur befohlnen Stunde angerückt war. Dieser zeigte seine Ordre vor. Der Zar erkannte seinen Irrthum, küßte ihn auf die Stirne, und erklärte ihn für einen rechtschaffenen Officier. Die Verräther empfiengen ihren verdienten Lohn.

Eine ähnliche Entschlossenheit zeigte der nachmals in preußischen Diensten so berühmt gewordene General Keith bei einem Aufstande, welchem die Leibwache im Lager vor Wyburg im Jahr 1742 erregte.

Peter des Ersten Liebe zu den Ausländern hatte viele derselben nach Rußland gezogen. Die Verordnungen, wodurch er einen großen Theil der alten Gebräuche, woran die Nation so sehr hieng, abzuschaffen suchte, waren zum Theil ihr Werk. Ihnen waren die vornehmsten Bedienungen anvertraut worden; sie richteten alles nach Gutdünken ein, und viele mißbrauchten ihre Macht und Ansehen so sehr, daß sie selbst den vornehmsten Russen stolz und verächtlich begegneten. Dies mußte natürlich die Nation gegen sie erbittern. Als Anna den Thron bestieg, mußte sie das Versprechen von sich geben, die Nation von dem Drucke der Ausländer

zu befreien. Sie hielt ihr Versprechen, aber nicht nach dem Sinne der Leibwache, welche in einer Bittschrift bei der Kayserin anhielt, daß sie erlauben sollte, alle Ausländer in russischen Diensten entweder niederzumachen, oder aus dem Lande zu jagen. Anna konnte in dieses abscheuliche Vorhaben nicht willigen, und suchte sie zu besänftigen. Allein dies fruchtete nichts; und die gelinde Strafe, die kurz nachher einige Gardisten wegen Mißhandlung mehrerer ausländischen Offiziere, empfingen, vermehrte den Uebermuth der Leibwache so sehr, daß sie sich nicht scheute, einen Aufruhr im Lager vor Wyburg, wohin sie wider die Schweden im Jahr 1742 aufgebrochen war, zu erregen, und welcher die traurigsten Folgen hätte haben können, wenn nicht die Entschlossenheit des Generals Keith denselben zuvorgekommen wäre.

Der Feldmarschall Lasi commandirte die Armee. Er befand sich grad in der Stadt, als die Schweden einen Unterofficier und Trommelschläger mit Briefen an ihn ins Lager abschickten. Der Generalmajor von Lieven hatte die Wache, und war eben bei den Vorposten, als sie ankamen. Er führte sie in sein Zelt, das er, als Lieutenant der Garde zu Pferde, hinter derselben hatte, nahm ihnen die Briefe ab, und überbrachte sie dem Feldmarschall selbst. Einige von der Garde zu Fuß hatten ihn mit den Schweden zurückkommen sehn. Sie giengen also zu ihren Kammeraden und erzählten ihnen, daß die Ausländer sich wider den Staat verschworen und von dem Feinde Abgefertigte nur Briefe annähmen: der General Lieven hätte in seinem Zelte Schweden versteckt; man solle nicht mehr die ausländischen Befehls-

haber über ſich dulden, ſondern ſie ſämmtlich niedermachen und beim General Lieven anfangen.

In kurzer Zeit hatten ſich drei bis vierhundert Soldaten, meiſtens vom preobraſchenskyſchen und ſemenowskyſchen Regimente zuſammen gerottet, und ſuchten Lieven in ſeinem Zelte auf. Als ſie ihn nicht fanden, giengen ſie in ſeine Kanzellei, wohin man die Schweden gebracht hatte, nahmen ſie und ſeinen Adjutanten gefangen, und mißhandelten ſie. Die Wache des Generals widerſetzte ſich ihnen, aber auch ſie wurde gemißhandelt. Die Officiere liefen herbei; ſie baten; ſie drohten; umſonſt; man antwortete ihnen: erſt müßten alle ausländiſche Officiere niedergemacht werden, ehe man denen von ihrer Nation gehorchte. Kein einziger ihrer Officiere getraute ſich ihnen zu nahe zu kommen; einige aus Furcht; andere, um ſie nicht an der Ausführung einer Sache zu hindern, die ſie ſchon lange wünſchten.

Unterdeſſen hatte der General Keith von der Unordnung Nachricht erhalten. Er eilt ohne Bedenken hinzu, tritt mitten unter den aufrühriſchen Haufen, ergreift einen von ihnen, befiehlt einen Prieſter zu rufen, der ihn Beichte hören kann, und droht ihn auf der Stelle erſchießen zu laſſen. Zugleich beordert er ſeinen Adjutanten und Ordonanzen, einige andere zu arretiren. Dieſe Entſchloſſenheit würkte. Der ganze Hauſe verlief ſich, und jeder verſteckte ſich in ſein Zelt. Keith ließ hierauf die Trommel rühren, um die Truppen vor dem Lager zu verſammeln. Wer ſich nicht ſtellen würde ſollte in Verhaft genommen, und jeder zur Rechenſchaft gezogen werden, der ſich bei dem Auflauf befunden hätte. Unterdeſſen hatte auch die Leibwache zu Pferde, und die Feldregimenter, die in dieſen Handel nicht mit verwik-

kelt waren, die Waffen ergriffen, um der Unordnung mit Gewalt Einhalt zu thun.

Die Räthelsführer wurden alle eingezogen. Der Hof setzte zur Untersuchung eine Commission nieder, deren Vorsitzer der General Rumänzow war. Dem Hauptanführer, einen Unterofficier bei der Garde, wurde die rechte Hand abgehauen, und er nach Siberien geschickt. Die andern bekamen die Knute und mußten gleichfalls nach Sibirien wandeln. So erstickte Keiths Entschlossenheit ein Vorhaben im Keime, das leicht zu einer sicilianischen Vesper hätte ausschlagen können, und die sonst so brave russische Nation auf ewig gebrandtmarkt haben würde.

Peters I. Verwegenheit zu Wasser.

Peter hatte bis zu seinem vierzehnten Jahre eine ausserordentliche Furcht vor Wasser. Sein Wagen mußte fest zugemacht werden, wenn er an den Ufern eines Flusses reisete, oder über eine Brücke fuhr. Um so mehr ist seine Kühnheit zu bewundern, mit der er diesem Elemente nachmals oft ohne Noth trotzte. Voll Vertrauen auf seine Steuerkunst blickte er mit Unerschrockenheit auf die tobenden Wogen und auf seine muthlosen Begleiter. „Fürchtet euch nicht," pflegte er dann zu diesen zu sagen, „Zar Peter kann nicht ertrin-"ken. Hat man je gehört, daß ein russischer Zar im "Wasser umgekommen wäre?"

Einſt hatte er die an ſeinem Hofe befindlichen Geſandten zu einer Luſtfarth nach Kronſtadt eingeladen, wo er ihnen einige neue Anlagen, und einen Theil ſeiner zum Auslaufen bereit liegenden Flotte zeigen wollte. Sie begaben ſich mit ihm an den Bord eines holländiſchen Buyers, den er ſelbſt ſteuerte. Sie waren ohngefähr auf dem halben Wege im finniſchen Meerbuſen, als ſich ein widriger Wind erhob, und der Zar am Horizonte einen Nebel und aufſteigendes Gewolke bemerkte, das nach ſeiner Meinung einen nahen Sturm verkündigte. Alle geriethen in Furcht, welche dadurch noch vermehrt wurde, daß der Steuermann Peter die Hälfte der Segel einziehen ließ, und den Matroſen zurief, auf ihrer Hut zu ſein. Einige thaten ihm den Vorſchlag, in Peterhof einzulaufen, weil ſie ſahen, daß man ſchon lavirte, und der Buyer mehr rückwärts als vorwärts getrieben wurde. Allein Peter kannte noch keine Gefahr. Er antwortete ihnen weiter nichts, als: ſeid nicht bange! Indeſſen ſtellte ſich der angekündigte Sturm mit einem fürchterlichen Donnerwetter ein. Die Wogen thürmten ſich immer höher, ſchlugen übern Bord, und drohten jeden Augenblick den Buyer in den Abgrund zu ſchmettern. Die Lebensgefahr war augenſcheinlich; Todtenbläſſe zeigte ſich auf jedem Geſichte; nur Peter blieb ruhig; mit ſeinem Steuerruder beſchäftigt, hörte er auf kein Anreden noch Bitten ſeiner Begleiter, bis endlich der Königlich Polniſche und Churfürſtlich-Sächſiſche Geſandte von L . . ihn antrat und voller Angſt zu ihm ſagte: Ich bitte Ew. Majeſtät um Gottes willen, kehren Sie nach Petersburg zurück, oder laufen ſie in Peterhof ein; bedenken Sie, daß ich von meinem Könige und Herrn nicht nach Rußland geſandt

worden bin, um mich da ersäufen zu lassen. Komme ich hier um, wie es augenscheinlich ist, so werden es Ew. Majestät bei meinem Hofe zu verantworten haben. Lächelnd antwortete ihm der Zar: Sein Sie nicht bange, mein Herr von L . ., wenn sie ersaufen, so ersaufen wir alle mit, und da wird ihr Hof von niemanden Rechenschaft fordern.

Endlich sah der kühne Steuermann selbst die Unmöglichkeit ein, dem Sturme länger zu widerstehen. Er lavirte also nach der Seite, und lief glücklich im Hafen von Peterhof ein, wo er seine Gäste durch eine frohe Mahlzeit und ungarischen Wein für die ausgestandene Angst zu entschädigen suchte.

Eben so beherzt zeigte er sich bei einem Sturme, der seine Flotte nach der im Jahr 1714 mit den Schweden gehaltenen Seeschlacht vor Hangö-Udd, auf ihrer Rückkehr nach Petersburg überfiel; wo sein Muth nicht weniger Bewunderung verdient, als seine in diesem Gefechte bewiesene Bravour. Die Flotte seegelte zwischen zwei Klippen; ein wüthender Sturm erhebt sich, die Dunkelheit der Nacht vermehrt die Gefahr, die Matrosen sind bestürzt, sie verlassen ihre Arbeit, die Furcht des Todes benimmt ihnen den Muth, ihr Leben gegen die Wellen zu vertheidigen. Peter allein ist gefaßt. Eingedenk daß er Fürst ist, daß er sein Leben für die Erhaltung seiner Unterthanen preiß geben müsse, bestieg er, taub gegen das Bitten seiner unerschrockensten Generale, eine Schaluppe. Vom Sturme geschleudert, jeden Augenblick in Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden, fliegt er zwei Seemeilen über den Abgrund hin, und erreicht das Land; zündet Feuer an, und die Flotte dankt ihm ihre Errettung.

Peter der Große schaft die Patriarchen-Würde ab.

Seitdem das Christenthum durch die Morgenländer nach Rußland kam, standen die neugestifteten Gemeinden unter der geistlichen Regierung der Bischöfe von Constantinopel. Diese Abhängigkeit dauerte aber nur bis 1559; denn der damalige russische Zar Theodor Iwanowitsch vermochte den Constantinopolitanischen Patriarchen Jeremias, daß er auf einer Kirchenversammlung zu Moskwa, einen besondern Patriarchen für Rußland ernannte und einweihte. Die übrigen drei Patriarchen von Jerusalem, Antiochien und Alexandria, gaben hierzu ihre Einwilligung.

Das Ansehen und die Macht dieses nordischen Patriarchen stieg von Tag zu Tag. Es konnte nicht fehlen, daß ein mit dieser Würde begleiteter Mann von Ehrgeiz getrieben, sich in alle Staatsangelegenheiten mischte, in die Rechte des Monarchen Eingriffe that, ja selbst ein zweiter Monarch zu werden suchte. So z. B. ließ Nikon selten eine Gelegenheit vorbei, sich den Absichten des Zars Alexei Michailowitsch zu widersetzen, und die ihm schuldige Ehrerbietung aus den Augen zu setzen. Einst war ein gewisser Edelmann eines gedoppelten vorsetzlichen Mordes wegen zum Tode verurtheilt worden; er gewann aber den Beichtvater des Zaren, und dieser legte eine Fürbitte für ihn ein, womit er jedoch wie billig, abgewiesen wurde. Der Beichtvater empfand dies so übel, daß er dem Zar nachmals die heilige Communion versagte. Letzterer wandte sich an Nikon, um jenen auf beßre Gedanken zu brin-

gen; dieſer gab jenem Recht und beſtätigte das Verbot. Als der Fürſt Jürje Dolgorucki, eben derjenige, unter deſſen Vorſitze das neue dem Patriarchen widrige Geſetzbuch des Zaren war verleſen worden, hievon Nachricht erhielt, begab er ſich zum Zaren, und rieth ihm, den Beichtvater ſogleich abzuſchaffen; allein der Zar, aller Vorſtellungen ungeachtet, aus Furcht, den Patriarchen zu beleidigen, trug Bedenken, darein zu willigen. Der Fürſt gieng zum Beichtvater und drohte ihm, falls er nicht ſogleich den Zar um Verzeihung bitten würde, er ohne Verzug in Ketten nach einem weitentlegenen Kloſter ſolle verſchickt werden. Der erſchrockene Geiſtliche bequemte ſich fußfällig dazu, und erhielt ſeinen Abſchied. Nikon wurde darüber ſo ſehr aufgebracht, daß er den Fürſt in dem Bann that; dieſer aber ruhete nicht, bis er den Patriarchen zwang, ihn um Vergebung zu bitten.

Ganz eingenommen von der Hoheit ſeiner Würde, ſagte Nikon: der Patriarch *iſt das lebendige Ebenbild* Chriſti. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem zariſchen und geiſtlichen Thron. Nicht vom Zar, ſondern von Gott iſt das Prieſterthum eingeſetzt und von Chriſto beſtätiget; nicht vom Zar, ſondern von Gott wird den Geiſtlichen ihre Oberherrſchaft verliehen; nicht von Weltlichen, ſondern von Geiſtlichen wird der Zar geſalbt. Nicht der Zar, ſondern Chriſtus iſt das Oberhaupt der Kirche, jener iſt nur ein Glied derſelben, und kann in Kirchenſachen nicht mehr thun, als der geringſte Mönch; was er jetzt vornimmt, (es iſt die Rede von dem neuen Geſetzbuche) thut er gewaltſamerweiſe, dafür wird er an jenem Tage Rechenſchaft geben müſſen. — Wie darf der Zar diejenigen, die von Gott mit Ruhm

und Ehre gekrönt werden, als seine Unterthanen nach Gefallen unterdrücken? Diese Ehre und Ruhm ist mehr als weltliche Herrschaft, eben so wie der Himmel mehr ist, als die Erde. — Vergiß meine Gebote nicht, sagt Gott, denn sie werden dir langes Leben, und gute Jahre und Friede bringen; wo ist aber ein Gesetz oder Gebot, welches dem Zar über die Geistlichen zu herrschen befiehlt? Wenn nun aber jemand sich ungerechter Weise die geistliche Macht anmaßt, wie kann der langes Leben, und gute Jahr und Friede verlangen?

Der Ausdruck: Ihro Majestät des Zaren Gericht (Sud Gosudara Zara) der im Anfange des zehnten Kapitels des neuen Gesetzbuches vorkömmt, schien ihm sehr anstößig zu sein. Er behauptete man müsse sagen: Gottes Recht und Gericht. Nicht Menschen, sondern Gott hat das Gesetz gegeben. Nach meinen Rechten sollt ihr thun, führte er aus der heiligen Schrift an, und meine Satzungen sollt ihr halten. David sagte zu Salomo, warte auf die Hut des Herrn deines Gottes, daß du haltest seine Sitten, Gebote und Rechte und Zeugnisse. Hörst du diese Worte, und du fürchtest dich nicht, die Gottheit zu beleidigen, indem du sagst, des Zaren Gericht, und wagst es, neue teuflische Gesetze, die allen göttlichen Gesetzen und Regeln der Apostel zuwider sind, gleich einem zweiten Luther zu geben. Bist du ein Rathgeber Gottes? Du bist weder ein Pope noch Diawa, wie kannst du klüger sein wollen, als alle Heiligen Gottes?

Eben so freier Ausdrücke bediente er sich gegen den Zar selbst. Bei Gelegenheit einiger über den Besitz gewisser Wiesen zwischen ihn und Babyrkin vorgefallnen Streitigkeiten, die zu seinem Nachtheile entschieden

waren, frägt er den Zar in einem Briefe: Woher hast du dir die Dreistigkeit genommen, über uns gerichtliche Untersuchungen anzustellen? und welches göttliche Gesetz erlaubet dir, über uns Knechte Gottes zu herrschen? Hast du noch nicht genug an deiner weltlichen Herrschaft? Höre, wie übel dem Könige Pharao die Dreistigkeit bekam, als er dem Patriarchen Abraham sein Weib nahm. — Nach mehrern aus der geistlichen und weltlichen Geschichte angeführten Beispielen schließt er endlich: Doch wozu hilfts, wenn ich dir auch die ganze heilige Schrift vorlege? Glaubst du Mosen und die Propheten nicht, so wirst du auch nicht glauben, wenn jemand von den Todten zu dir käme. — Ist es dein Wille, so will ich davon gehen, und den Staub von meinen Füssen schütteln, zu einem Zeugnisse an jenem Tage, wo keine große regierende Herren mehr gelten. — Er drohet, daß, wie nach dem Evangelio die Leute von Ninive, und die Könige von Mittag wider die Pharisäer am jüngsten Gerichte auftreten und sie verdammen werden, eben so auch die Kirche, die Apostel und heiligen Väter, deren Regeln und Vorschriften der Zar verachtet, wider ihn auftreten und ihn verdammen würden. Wenn du, fährt er fort, den Kirchen und Klöstern das, was du ihnen genommen, nicht wiedergiebst, und nicht Achtung für heilige Dinge hegst, so höre, wie die Kirche über diejenigen, so heilige Sachen entwenden, seufzet: Die da sagen, wir wollen die Häuser Gottes einnehmen, Gott mache sie wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde; wie ein Feuer den Wald verbrennet, und wie eine Flamme die Berge anzündet, also verfolge sie mit dem Wetter und erschrecke sie mit dem Ungewitter. — Du verachtest alle Kirchen, du

beraubst die Klöster, du giebst nicht Gott was ihm gehört, sondern erhebst dich selbst zu sehr.

Der natürliche Scharfsinn Peters des Ersten entdeckte sehr leicht das Gefährliche eines solchen Mannes. Er beschloß also, diese Würde abzuschaffen, und der Novogrodische Erzbischoff, Theophan Prokopowitsch, der in alle Absichten Peters des Großen einstimmte, bestärkte ihn in diesem Entschlusse. Nach dem Tode des Patriarchen Hadkian 1700 ernannte Peter keinen neuen, sondern wandte bald die damaligen Kriegsunruhen, bald die gleiche Würdigkeit mehrerer Kompetenten zu diesem Amte, und dergleichen mehr vor. Er übertrug einstweilen die Geschäfte einem hellen Kopf, dem Stephan Jaworski, und nannte ihn Exarch, das ist, Vice-Patriarch. Was wichtige Sachen der Religion betraf, die wieß Peter der Erste an die Versammlung der Bischöffe, welche mit dem Senate zugleich berathschlagten. Diese Verwaltung geistlicher Geschäfte heißt gewöhnlich das Exarchat, und dauerte bis 1720, während welcher Zeit die Geistlichkeit und die Nation allmählig an eine aristokratische Verwaltungsform der Kirchengeschäfte gewöhnt wurde. Endlich, als eben die hohe Geistlichkeit beisammen war, that Peter öffentlich die Erklärung, er glaubte ein Patriarch sei zur Verwaltung der Kirchengeschäfte weder nöthig noch nützlich; er sei daher entschlossen, ein Kirchenregiment einzuführen, das weder in Despotismus eines einzigen, noch in langsame kostspielige Zusammenberufung eines allgemeinen Conciliums ausarten könnte; und dieses bestände in einer ausgesuchten beständigen geistlichen Synode. Er drang durch; und durch ein Edikt vom

Februar 1721 wurde dem Publikum die neue Einrichtung bekannt gemacht.

Die Zahl der Synodal-Aſſeſſoren iſt nicht beſtimmt: indeſſen ſind es deren meiſt zwölf bis ſechszehn. Alle die zur höhern Geiſtlichkeit gehören, als Metropoliten, Erzbiſchöffe, Biſchöffe, Archimandriten, Higumenen und Protopopen, ſind fähig, zu Mitgliedern der Synode vom Monarchen ernannt zu werden. Sie halten ſich theils zu Moskwa, theils zu Petersburg auf. Die Mitglieder der Synode müſſen den Eid ablegen, daß ſie außer Gott kein ander Oberhaupt als den Monarchen erkennen. Bei ihren Verſammlungen iſt allemal ein kayſerlicher Miniſter zugegen, der überall eine verneinende Stimme hat, damit nachtheilige Schlüſſe erſt dem Monarchen können vorgelegt werden. Ihren Entſcheidungen iſt die Entführung einer Perſon und die Uebertretung des ſechsten Gebotes entzogen; auch dürfen ſie über Heirathen in verbotnen Graden nicht allein entſcheiden, ſondern gemeinſchaftlich mit den weltlichen Gerichten. Dieſe heilige geſetzgebende Synode (dies iſt ihr eigentlicher Titel) iſt über alle andere Dikaſterien erhoben, ſo daß ſie mit dem Senate gleichen Rang hat.

Peter glaubte nun, daß man kein Verlangen mehr nach einem Patriarchen äuſſern würde. Demohngeachtet gab der gröſte Theil der vornehmen Geiſtlichkeit noch nicht alle Hoffnung auf die Wiedereinſetzung eines Patriarchen auf. Sie äuſſerten zu verſchiedenen malen ihr Verlangen darnach. Einſt wurde dem Kayſer in der Synode, wo er öfters mit zu ſitzen und zu präſidiren pflegte, unvermuthet eine Bittſchrift dieſerhalb vorgelegt. Darüber entrüſtet, ſprang der Monarch auf, ſchlug ſich mit der einen Hand auf die Bruſt, mit der

andern zog er den Hirſchfänger, ſchlug damit auf den Tiſch, ſagte ganz zornig: „Hier habt ihr euern Patriarchen,“ und begab ſich hinweg. Man verlangte nie wieder einen Patriarchen. —

Begräbnißgebräuche.

Die Ruſſen begraben des Morgens. Vornehme laſſen ihren Sarg in die Kirche, Arme auf den Kirchhof tragen. Da jeder Ruſſe bei der Taufe einen Schutzpatron erhält, ſo wird dieſer vor dem Sarge hergetragen. Die begleitenden Sänger ſingen zuweilen ſehr ſchöne Verſe aus den alten Kirchenvätern. So lautet einer zum Beiſpiel folgendermaßen: “Welches Vergnügen “des Lebens iſt nicht mit Betrübniß vermiſcht? Was “für Freuden der Erde ſind von ſtäter Dauer? Alle “ſind unbeſtändiger als ein Schatten, betrüglicher als “ein Traum. In einem Augenblicke nimmt ſie der Tod “hinweg! — Was iſt Beifall der Welt? was iſt das “Ende ſinnlicher Vergnügungen? was iſt Gold und “Silber? O! laſſet uns bitten den unſterblichen Kö- “nig, daß er Seegen verleihe dem abgeſchiedenen “Knechte, daß er ihm Ruhe gebe in ſeiner immerwäh- “renden Seeligkeit. — Ich dachte an die Worte des “Propheten, der da ſagte: ich bin Staub und Aſche. “Ich betrachtete das Grab und ſahe die Gebeine, die “von ihrem Fleiſche entkleidet ſind. Ich ſagte, iſt die- “ſes ein König oder ein Bettler, ein Reicher oder ein “Armer, ein Gerechter oder ein Sünder? Herr gieb “Ruhe deinem Knechte unter den Gerechten! u. ſ. w.

Ehe der geſtorbene begraben wird, giebt ihm der Pope den letzten Abſchiedskuß. Das nähmliche thun die Anverwandten und Freunde des Verſtorbenen. Doch iſt es jetzt häufig Sitte, daß man den Sarg küßet.

Der Verſtorbene bekömmt einen Zettel, darauf eine Art von Beichte ſtehet, mit ins Grab. Dies Gebet heißt die Hofnung und Bekenntniß. Es iſt in der Slavoniſchen Sprache, und enthält abgekürzt, denn es iſt ziemlich lang, folgendes:

„Du dreieiniger Gott erſchaffſt mich, (hier ſteht „der Name des Verſtorbenen) zur Tugend. Ich habe „aber öfters gefehlt, und bereue es ſehr. Richte mich „nicht nach meinen Werken, ſondern nach dem Ortho„doxen Glauben, nach der Weisheit der einzigen hei„ligen orientaliſchen Kirche, inder ich erzogen wurde. „Ich ſetze mein Vertrauen auf Chriſti liebe, und bitte „mit dieſem letzten Athemzuge um Verzeihung. Schenk „mir die ewige Seeligkeit! Amen.“

„Im Jahr..... Monat..... Tag... hier be„graben.“

Dieſe Beichte wird abgeleſen, und dem Verſtorbenen in die Hand gegeben, worauf der Prieſter die Abſolution verſichert. Uebrigens iſt dies nicht ein Kirchengebrauch, ſondern Gewohnheit und altes Herkommen.

Der Sarg wird ſo ins Grab geſenkt, daß das Geſicht der Leiche nach Morgen zu ſtehet. Ein Pope wirft jedesmal die erſte Schaufel Erde kreuzweis auf den Sarg. Dann gießt er etwas Oel aus einer brennenden Lampe darauf, und ſtreuet Weihrauch aus dem Rauchfaſſe drüber. Nach einem Schlußgebete gehen die Begleiter aus einander, und das Grab wird zugemacht. Oefters wird bei ſolchen Gelegenheiten Geld, Brod und

andere Lebensmittel an die Armen ausgetheilt, und die Verwandten oder Freunde nehmen eine Trauermahlzeit zu sah.

Die Trauer dauert gemeiniglich sechs Wochen, oder vierzig Tage, während welcher ein Pope, wenn er bezahlt wird, des Morgens und Abends auf dem Grabe betet. Vorzüglich wichtig unter diesen Tagen ist der dritte, neunte und zwanzigste vom Begräbnißtage an gerechnet; an welchen die Hinterlassenen nach ihren Umständen Almosen geben, beten und beten lassen, auch unblutige Opfer durch die Privatcommunion des Popen für den Todten besorgen. Ausserdem feiern die Russen noch mehrere Jahre nachher das Andenken ihres Freundes, indem sie an diesem Tage zum Grabe gehen, beten und räuchern lassen.

Peters des Großen Gerechtigkeitsliebe.

Gerechtigkeitsliebe war ein Hauptzug in Peters des Großen Charakter. In Criminalfällen milderte er selten die Strenge der Gesetze, besonders wenn die Verbrechen aus Vorsatz und Bosheit begangen waren. Betraf es einen vorsetzlichen Mord, so war von ihm keine Begnadigung zu hoffen. Er pflegte dann zu sagen: das frevenlich vergoßne Blut schreit um Rache, und unbestrafte Blutschulden drücken das Land.

Er war noch nicht 25 Jahr alt, als ein hitziges Fieber sein Leben in Gefahr setzte. Man hatte alle Hoffnung seines Wiederaufkommens aufgegeben; am Hofe

herrschte Bestürzung, und in den Kirchen wurden unabläſſig Gebete für seine Erhaltung zum Himmel geschickt. Während dieſer Zeit meldete sich nach alten Gebrauche der Criminalrichter, und fragte an, ob er nicht neun Straßenräubern und Mördern, die das Leben verwirket hätten, die Freiheit schenke dürfte, damit sie für dieſe Gnade durch ihre Gebete Gott bewegen mögten, daß er dem Zar seine Gesundheit wiederschenkte. Peter ließ ihn vor sich kommen, und befahl ihm, die Liſte der Verurtheilten und ihre Verbrechen vorzulesen. Meinſt du, sagte hierauf der Zar mit gebrochener Stimme, daß ich durch die Begnadigung solcher unwürdigen Böſewichter, und durch die Hindanſetzung der Gerechtigkeit ein gutes Werk thun, und den Himmel bewegen werde, mein Leben zu friſten? oder daß Gott auf das Gebet ſo gottesvergeßner Miſſethäter hören werde? Sogleich geh hin, und laß das Urtheil an allen neun Verbrechern morgenden Tages vollziehen. Ich hoffe zu Gott, daß er dieſes Werk der Gerechtigkeit wohlgefällig anſehen, mir mein Leben friſten, und meine Gesundheit wiederſchenken wird.

Das Urtheil wurde vollſtreckt, und der Zar erhielt ſeine Gesundheit wieder.

Selbſt wider diejenigen, denen Peter vorzüglich gewogen war, wurde mit aller Strenge des Geſetzes in dergleichen Fällen verfahren. Das ſchwediſche Fräulein Hamilton, Hofdame der Kayſerin Katharina lebte ſehr galant. Sie verſtand meiſterhaft die Folgen davon zu verbergen, und die Kinder an die Seite zu ſchaffen, ohne den mindeſten Verdacht zu erregen. Zweimal war ihr der Kindermord ohne entdeckt zu werden, gelungen; aber das drittemal fiel ſie in die Hände

der Gerechtigkeit. Das ermordete Kind wurde gefunden, und alle Umstände zeugten wider das Fräulein Hamilton. Sie ward auf Befehl des Kaisers eingezogen, verhört, und nicht allein zum Geständniß dieser, sondern auch der vorher begangenen Mordthaten gebracht. Man sprach ihr das Leben ab; aber jedermann glaubte, daß dieses Urtheil gemildert werden würde, theils, weil verschiedene Vorbitten für sie eingelegt wurden, theils weil Peter selbst sie wohl leiden konnte, öfters mit ihr gescherzt, und sich mit ihr zu ganzen Stunden, wahrscheinlich nicht über philosophische oder politische Gegenstände in ihrer Wohnung unterhalten hatte. Allein man betrog sich; Peter bestätigte das Urtheil. Am Tage ihrer Hinrichtung erschien der Kaiser auf dem Richtplatze. Er trat zu ihr, sprach ihr Muth ein, nahm mit einem Kusse von ihr Abschied, und sagte im Hinweggehen: „Ich „kann dich, zuwider den göttlichen- und Landesgesetzen, „nicht retten. Stehe die Strafe getrost aus, glaube, „daß dir Gott deine Sünden vergeben werde, und bete zu ihm in Reue ein gläubiges Vater Unser.“ Sie kniete nieder und betete, und in dem Augenblicke, da der Kaiser sich umwandte, ward ihr der Kopf abgeschlagen.

Dieser Gerechtigkeitsliebe zu Folge mußte Peter ungerechte Richter verabscheuen, und sie mit aller Strenge behandeln. Auch wandte er alles an, in dieser Hinsicht unbescholtenen Männern die Provinzen seines Reichs anzuvertrauen. Einst rühmte man ihm einen Advocaten, der nicht nur die genaueste Kenntniß der alten Gesetze, Gewohnheiten und Ukasen habe, sondern der auch selbst auf Kosten und zum Nachtheil

ſeiner Clienten die Richter in den Geſetzen zurecht weiſe, und dabei zu ſagen pflege, daß er lieber ſeinen Proceß von Rechtswegen verliehren als mit Unrecht gewinnen wollte; denn ſein Client könnte ſich über den Verluſt eines Proceſſes nicht beſchweren, den er nicht geführt haben würde, wenn jener mit ihm redlicher verfahren, und ihn von der wahren Beſchaffenheit der Sache unterrichtet hätte.

Peter hörte dieſes ſehr gern. Allein er traute einer ſo ſeltſamen Sage nicht, und wollte ſich ſelbſt davon überzeugen. Er ließ den Advocaten einigemal zu ſich kommen, ſprach mit ihm über verſchiedne verwirrte Rechtshändel, und fand an ihm einen Mann von tiefer Einſicht, gründlicher Beurtheilungskraft, und voller Rechtſchaffenheit. Er entſchloß ſich, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen und zum Gouverneur des Novogorodiſchen Gouvernements unter der Bedingung zu ernennen, daß er den daſigen Chikanen und Proceſſen abhelfe, und ſich weder durch das Anſehen der Perſon noch durch Geſchenke von einer unpartheiiſchen und unverzögerten Rechtspflege abhalten laſſe. Der neue Gouverneur verſprach dies, und hielt, zum nicht geringen Vergnügen des Zars, lange Zeit Wort.

Nach einigen Jahren aber verbreitete ſich das Gerücht, daß er öfters Geſchenke nähme, das Recht beuge, und offenbare Ungerechtigkeiten begehe. Dies Gerücht drang bis zu Peter, der es anfänglich für Verläumdung hielt, endlich aber doch verſchiedner bedenklicher Umſtände wegen genöthigt war, eine Unterſuchung deswegen anzuſtellen. Der Gouverneur wurde überführt, daß er mehr als einmal die Gerechtigkeit für Geld verkauft hätte. Peter ließ ihn hart an; nimmermehr

ſagte er, hätte ich dir das zugetraut! Was hat dich zu ſolchen Ungerechtigkeiten bewegen können? Nichts, antwortete der Schuldige, als mein geringer Gehalt. Ich ſah, daß ich für alle meine Mühe und Arbeit, nichts als mein kümmerliches Auskommen hatte, für meine Frau und Kinder nichts erwerben, und wie ehemals bei meinem reichlichern Einkommen zurücklegen, ja nicht einmal ſo gut leben konnte, wie andre von meinem Stande, ohne mich in Schulden zu ſtecken. Und wie viel brauchſt du denn, fragte der Zar, um nicht Geſchenke zu nehmen, und Ungerechtigkeiten zu begehen? — Wenigſtens noch einmal ſoviel, als meine jetzige Beſoldung. — Und damit willſt du zufrieden ſein, dein Amt treu verwalten, und niemals mehr Geſchenke nehmen, oder auf eine andere Art unrecht richten? — Vollkommen zufrieden, allergnädigſter Herr! und ich unterwerfe mich der härteſten Strafe, wenn man mich eines vorſetzlichen ungerechten Ausſpruchs überführen, oder darthun kann, daß ich Geſchenke genommen, widerrechtlich gehandelt, oder Ew. Majeſtät etwas veruntreuet habe. — Wohlan! diesmal ſei dir verziehn. Doppelten Gehalt mache ich dir hiemit aus, und noch die Hälfte darüber. Aber halte Wort; mißbrauche mein Vertrauen nicht, und verwalte dein Amt gewiſſenhaft. Denn ich verſichere dich, daß ich genau auf dich Acht haben werde. Läßt du dich wieder das Geld blenden und durch Geſchenke zur Ungerechtigkeit verleiten, ſo mußt du hängen. Jetzt geh!

Lange hielt der Gouverneur ſein dem Zar gegebenes Wort; aber endlich vergaß er es, in der Meinung, daß auch Peter das ſeinige vergeſſen habe. Er nahm wie-

der Geſchenke und beging eine Ungerechtigkeit über die andere. Peter erfuhr es, hielt ſein Wort, und ließ ihn hängen.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſer Eifer für Gerechtigkeit den Monarchen verleitete, oft allzuſtrenge Maaßregeln zu ergreifen, die er aber wieder fahren ließ, ſobald er von dem Nachtheil derſelben überzeugt wurde. Einſt ſaß er im Senat, und hörte von verſchiednen ſeit einigen Tagen verübten Diebereien. Voller Unwillen darüber brach er in die Worte aus: Bei Gott! ich will den verfluchten Diebereien endlich ein Ende machen. Er rief hierauf den damaligen Generalprocureur Paul Iwanowitſch Jagouſchinsky zu ſich, und befahl ihm, ſogleich in ſeiner Kammer eine Ukaſe durch das ganze Reich auszufertigen, des Innhalts, daß derjenige, der auch nur ſo viel am Werthe ſtiehlt, als ein Strick zum Hängen koſtet, ohne weitere Anfrage gehängt werden ſolle. Aber Peter Alexiewitſch, erwiederte der Generalprocureur, bedenke doch die Folgen einer ſolchen Ukaſe. Schreib, verſetzte der Zar, wie ich dir geſagt habe. Jagouſchinsky ſchrieb noch nicht, und frägte den Monarchen mit lachen: wollen Sie denn Kaiſer allein ohne Bediente und Unterthanen bleiben? Wir ſtehlen alle, nur einer mehr und merklicher als die andern. Peter mußte über dieſen Einfall lachen, und ließ es ohne weitern Befehl dabei bewenden.

Es geſchah nicht ſelten, daß Peter die unbedeutenden Vergehungen des Muthwillens und Leichtſinns derer die um ihn waren, beſonders ſeiner Domeſticken auf der Stelle mit dem Stocke oder was er bei der Hand hatte, beſtrafte. Bei ſeiner Hitze konnte es nicht fehlen, daß zuweilen der Unſchuldige ſtatt des Schuldigen

leiden mußte. Allein auch hier waltete seine Gerechtigkeit ob. Er pflegte dann, wenn man ihm seine Unschuld zu verstehen gab, zu sagen: laß es nur gut sein; erinnere mich daran, wenn du Strafe verdient hast, sie soll dir dann geschenkt werden. Einst befand er sich auf einer Jacht im finnischen Meerbusen zwischen Kronstadt und Petersburg, wo er wegen Windstille einen ganzen Tag stille liegen mußte. Nach der Mittagsmahlzeit gieng er, seiner Gewohnheit nach, in die Cajüte schlafen; einige von seinem Gefolge aber spielten und lärmten so laut auf dem Verdecke, daß er davon erwachte. Kaum hörten sie das Geräusch seiner Pantoffeln, als sie sich alle, aus Furcht vor Prügel versteckten, einige am Bogspriet, andere hinter den Kabel; nur ein junger Mohr blieb sitzen. Der Zar kam mit einem Schiffstau in der Hand, aus der Cajüte, sah niemand als den jungen Mohr, nahm diesen beim Kopf, und prügelte ihn tüchtig durch. Wenn ich schlafe, sagte er, muß man stille sein, und mich nicht stören. Er gieng hierauf zurück und legte sich wieder nieder. Der unschuldige Junge weinte bitterlich. Der damalige Ingenieur-Capitain Baron Lubras, der Leibchirurgus Lestocq, und ein paar rußische Seeofficiere, die den Lärm gemacht, und die Strafe verdient hatten, krochen wieder ganz sachte hervor, und sagten dem Jungen, er sollte sachte weinen, wenn er nicht noch einmal Schläge bekommen wollte. Dieser aber drohete ihnen, diejenigen dem Zar anzuzeigen, die gelärmt, und die Strafe verdient hätten. Als der Zar ausgeschlafen hatte, kam er ganz heiter aus der Cajüte hervor, und fand sein Gefolge in aller Stille beim Spieltisch. Der Junge aber weinte noch immer

fort. Warum weinst du? fragte ihn Peter. Weil ich unschuldige Prügel von dir bekommen habe. Ich habe mich von meinem Platze an der Thüre nicht gerührt. Lestocq und Lubras haben den Lärm gemacht, und dich im Schlafe gestöhrt. Nun wohl, versetzte der Kaiser, einandermal soll dir dafür die Strafe, wenn du sie verdient hast, geschenkt werden. Dies geschah einige Tage darauf. Der Mohr hatte etwas versehen, und schon wollte ihn Peter dafür tüchtig durchprügeln. Pardon, Pardon, um Gotteswillen! rief der Junge in voller Angst; Ew. Majestät haben mir befohlen sie zu erinnern, daß Sie mich neulich unschuldig geschlagen haben, und versprochen, daß sie mir diese Schläge abrechnen wollten. Es ist wahr, erwiederte der Kaiser ganz gelassen, ich erinnere mich dessen. Steh auf, diesmal verzeih ich dir, denn du hast die Schläge vorausbekommen.

Patriotismus.

Die traurigen Folgen, die Wladimirs des Großen unseliger Einfall hatte, das russische Reich unter seine zwölf Söhne zu theilen, wurden nicht nur in dem Vernehmen zwischen den Brüdern sichtbar, sondern sie erleichterten auch den Tartarn die Unterjochung einer Nation, die vereint den Verheerungen jener Barbaren den kräftigsten Widerstand würde geleistet haben. Die Mühe, die die Tartarn hatten, eine kleine unbedeutende vom Patriotismus aber vertheidigte Stadt einzunehmen, giebt davon den untrüglichsten Beweis.

Im Jahr 1237 fiel der berühmte Enkel des großen Dschinkis-Chan, Batu, Chan von Koptschak, deßen Vater Tuschi, den Russen schon fürchterlich geworden war, mit 600000 Mann ins Resanische, nahm Moskwa, ließ viele ihrer Einwohner über die Klinge springen, und verheerte die Provinzen, Pereslaw, Wologda, Restow, Susdal und andere. Rußland, durch innere Unruhen zerrüttet, war zu schwach diesem mächtigen Feinde zu widerstehen. Schon hatte Batu-Chan alles bis zwölf Meilen vor Novogrod der tartarischen Oberherrschaft unterworfen, als er plötzlich umkehrte, und seinen Rückweg durch das Resansche Gebiete nahm. Er stieß auf eine kleine Stadt, Namens Kozelsk, deren Lage jetzt nicht mehr bekannt ist. In ihr regierte ein junger Fürst über Patrioten, deren Beweis nicht weniger Bewunderung verdient, als der des Leonidas und seiner dreihundert Spartaner. Entschlossen eher zu sterben, als sich zu ergeben, vertheidigten sie sieben Wochen hindurch ihre Stadt mit einem Muthe, der alle Anschläge des Chans vereitelte. Endlich aber mußten sie der Uebermacht weichen. Die Mauren wurden erschüttert und stürzten zusammen. Demohngeachtet blieb ihr Muth unerschütterlich. Sie schwuren sich einander, für sich und ihre Brüder Rache zu nehmen, und ihr Leben theuer zu verkaufen. Sie thaten einen Ausfall, stürzten auf den Leino ein, zerbrachen seine Maschinen, drangen in seine Glieder, und hörten nicht eher auf zu kämpfen, als bis sie, mit ihrem und ihrer Feinde Blute bedeckt, den Geist aufgaben. Keiner entrann, alle blieben auf dem Platze, und auf ihren verbleichten Gesichtern sah man noch die Freude der gesättigten Rache. Die Tartarn verlohren

über 4000 Menſchen, und mehrere Generale. Kozelsk wurde eingenommen, zerſtöhrt, und alle darinnen befindliche Weiber, Kinder und Greiſe, niedergehauen.

Einen ſolchen Patriotismus ſuchte Peter der Erſte bei ſeinen Unterthanen nicht nur bei Vertheidigung ihres Vaterlands, ſondern auch bei allen Unternehmungen rege zu machen, die auf Verfeinerung und Aufklärung derſelben abzielten. Daß ſeine Bemühungen nicht fruchtlos waren, lehrt die Geſchichte. Sein Beiſpiel trug nicht wenig dazu bei; denn er war ſelbſt von dem uneigennützigſten Patriotismus beſeelt, und gab davon überall, nirgends aber einen ſtärkern Beweis, als im Jahr 1711 da ihn die Türken am Pruth eingeſchloſſen hatten. Von allen Seiten vom Feinde umgeben hatte er die traurige Wahl, entweder ſich zu ergeben, oder zu verhungern, oder ſich mit acht und dreißig tauſend Mann, durch eine Armee von 219000 Mann durchzuſchlagen. Er wählte das leztere. Ehe er es aber auszuführen wagte — und glücklicherweiſe wurde dieſes Wagſtück durch Catharinens weiſen Rath unnöthig — fertigte er einen Courier mit einer Ukaſe nach Moskwa ab, in welcher er den Senat von ſeiner Lage und ſeinem Entſchluſſe benachrichtigte, und ihm befahl, den Muth nicht ſinken zu laſſen, wenn ſie etwa die Nachricht bekämen, daß ihn der Feind zum Gefangnen gemacht hätte. Vielmehr ſollten ſie zur Verwaltung des Staats die beſten Maaßregeln ergreifen, und alle Befehle genau unterſuchen, die er ihnen während ſeiner Gefangenſchaft zuſchicken mögte, und ſie unbefolgt laſſen, wenn ſie fänden, daß ſie mit dem Beſten des Reichs unvereinbar wären. Ja, er erlaubte ihm ſogar, einen neuen Beherrſcher zu wählen, wenn es das Wohl

seiner Unterthanen erforderte. Selmes Beispiel des Patriotismus in einer Fürstenseele!

Peter behandelte selbst diejenigen mit Schonung, die aus patriotischen Eifer seinem Ansehen und seiner Macht, Dinge die er sonst nie unbestraft kränken ließ, zunahe getreten waren. Einst hatte er im Senat eine Ukase unterschrieben, wodurch die Güterbesitzer im Novogorodischen und Petersburgschen Gouvernement befehligt wurden, Arbeiter zum Bau des Ladogaischen Canals zu stellen. Der Senator Fürst Jacob Feodorowitsch Dolgorukow war bei diesem Beschluß nicht gegenwärtig. Den Tag darauf wurde er ihn, auf sein Befragen, was in der letzten Sitzung vorgefallen sei, bekannt gemacht. Dies geht nicht an, sagte er, man muß dem Zar mündliche Vorstellung machen; die Ukase gereicht den ohnehin schon erschöpften Provinzen zum gänzlichen Verderben. Um ihn zu überzeugen, daß sein Eifer für diesmal vergebens sei, legte man ihm die vom Zar eigenhändig unterschriebene Verordnung vor. Er las und zerriß sie zum Erstaunen des ganzen Senats. Erschrocken erhob sich die ganze Versammlung und fragte ihn: ob er wisse was er gethan habe, und wie übel ihm seine Verwegenheit bekommen könne? Ja, antwortete er ich weiß was ich gethan habe, und will es vor Gott, vor dem Zar, und dem ganzen Reiche verantworten. Indem trat Peter ein; und auf sein Befragen, warum man so ungewöhnlich laut sei, legte ihm der Generalprocureur die von Dolgorukow in Stücken gerissene Ukase vor. Entrüstet fragte diesen der Monarch, was ihn zu einen so unerhörten Verbrechen bewogen habe. Nichts antwortete er, als der Eifer für Deine Ehre, und das Wohl Deiner Unterthа-

nen. Ich traue Dir nicht zu, Peter Alexiewitsch, daß Du gesonnen bist, Dein Land so zu verheeren, wie Carl der Zwölfte das seinige. Du hast bei diesem Befehle den Zustand der beiden Statthalterschaften nicht bedacht. Sie haben im gegenwärtigen Kriege mehr gelitten, als alle andre Provinzen Rußlands; sie sind ganz entvölkert. Was hindert Dich, aus andern mehr bevölkerten Provinzen Arbeiter zu dem Bau Deines Canals zu nehmen; sie werden es bei einer gleichen Vertheilung weit weniger empfinden, als die Novogorodische und Petersburgsche. Ausserdem hast Du ja gefangne Schweden genug, deren Du dich zu dieser schweren Arbeit bedienen kannst.

Peter hörte ihn gelassen an, fand, daß er Recht hatte, und befahl, die Sache bis auf weitres Verfügen anstehen zu lassen. Die Folge davon war, daß einige tausend schwedischer Kriegsgefangner sich an dem Ladogaischen Canale zu Tode arbeiteten.

Den nehmlichen Patriotismus zeigte eben dieser Fürst Dolgorukow bei einer andern Gelegenheit auf eine Art, die nur ein Peter der Große verzeihlich finden kann.

Peter hatte seinen mit der Kaiserin Catharina im Jahr 1714 erzeugten Sohn verlohren. Er war darüber untröstlich. In sein Cabinet verschlossen, nahm er weder Speise noch Trank zu sich. Niemand hatte Zutritt zu ihm, selbst seine Gemahlin nicht. Die Reichs- und Kriegsangelegenheiten geriethen in Verwirrung, und die Anfragen seiner Minister und Generale blieben unbeantwortet. Am Hofe herrschte eine dumpfe bange ahndungsvolle Stille. Niemand wußte

woran er war. Die Kaiserin mochte an sein Cabinet klopfen und rufen wie sie wollte, sie erhielt keine Antwort. Drei Tage waren ihr in dieser mißlichen Lage verflossen, als sie noch in der Nacht zu Dolgorukow schickte, und ihn bat, sie und das ganze Reich von der ihnen drohenden Gefahr zu retten. Dolgorukow bedachte sich nicht lange; er schickte sogleich an alle Senatoren eine versiegelte Schrift, worinn er sie im Namen der Kaiserin zu einer ausserordentlichen Senats-Versammlung auf den andern Morgen einlud. Die Senatoren versammelten sich, und auf Dolgorukow's Antrieb begaben sie sich sämmtlich nach Hofe vor die Thüre des Cabinets, worinn sich der Zar verschlossen hielt. Dolgorukow klopfte an; Peter rührte sich nicht. Er klopfte stärker und rief, der ganze Senat und er Dolgorukow sei da, um ihm Sachen von der äusserſten Wichtigkeit vorzutragen. Peter nahte sich der Thür, antwortete aber nicht, und Dolgorukow rief noch stärker: die Sache litte keinen Verzug, er möchte aufmachen und Bescheid ertheilen, oder man würde sich genöthigt sehn, die Thüre mit Gewalt aufzusprengen, um ihm Thron und Reich zu retten. Bei diesen Worten öffnete Peter die Thür, trat hervor, und betroffen über den Anblick des ganzen Senats, fragte er, was es gäbe, daß man ihn in seiner Ruhe stöhre? durch Dein unüberlegtes Einschließen, antwortete Dolgorukow, und Deine unnütze Betrübniß, geräth das ganze Reich in Verwirrung. Die Staatsgeschäfte bleiben unabgemacht, der Krieg wird unglücklich geführt, der Handel liegt darnieder, der so oft überwundene Feind bekömmt wieder Muth, und droht dem Reich dem Untergang. Fährst Du fort, Dich

der Regierung zu entziehen, so sind Deine Reichsstände genöthigt, sich einen andern Regenten zu wählen.

Diese ernste Vorstellung verfehlte ihren Zweck nicht. Peter versprach sich zu fassen, gieng mit dem Senat zur Kaiserin, umarmte sie, und sagte: Nun genug, Catharina; was Gott gethan hat, darüber laß uns weiter nicht murren. Er vergaß seinen Kummer, und fand sich, seinem Versprechen gemäß, den Tag darauf im Senat ein.

Dolgorukow wagte viel, aber er besaß Peters Vertrauen, und konnte, wenn auch die Aeusserungen seines Patriotismus mißfielen, wenigstens auf ein leidliches Schicksal rechnen. Aber in einem weitschönern Lichte erscheint der Patriotismus eines Trommelschlägers, dessen Aufopferung um so verehrungswürdiger ist, je gewisser er sein trauriges Schicksal voraussehen konnte.

Vor ungefähr funfzig Jahren erregten die Baschkiren einen blutigen Aufstand. Sie hatten bei Krasno-Uffimsk im Permischen Gouvernement, einige Compagnien Dragoner niedergemacht, und wollten sich jetzt der Vestung Atschitskaja durch list bemächtigen. Sie kleideten sich in die Uniform der erschlagenen Dragoner, setzten sich auf deren Pferde, und rückten in bester Ordnung gegen die Vestung an. Um desto sichrer für Russen gehalten zu werden, hatten sie einen Tambour am Leben gelassen, dem sie Befehl gaben, den gewöhnlichen Dragonermarsch zu schlagen. Schon waren sie der Vestung nah, schon hatte die Landmiliz derselben die Thore geöffnet, als der Tambour, statt des Marsches, Lärm schlug. Jetzt merkte die Besatzung, mit wem sie es eigentlich zu thun hatte, und

machte ſich zur Gegenwehr fertig. Die Baſchkiren konnten keinen förmlichen Angriff wagen, und mußten ſich zurückziehn. Den Tambour hieben ſie im Angeſicht der Veſtung nieder.

Sitten der Ruſſen im ſechszehnten Jahrhunderte.

Die Sitten der damaligen Zeit waren einfach und noch nicht vom Gifte des Luxus angeſteckt. Die Bedürfniſſe hatten noch nicht ſo zugenommen, daß man ſie auf Koſten der Moralität befriedigen mußte. Das Ehrgefühl hielt damals noch von Handlungen zurück, denen heut zu Tage kaum durch Eide und angedrohte Strafen vorgebeugt werden kann. Die Bekräftigung, wenn ich mein Wort nicht halte, ſoll es mir eine Schande ſein, diente bey Verträgen und Geſchäften ſtatt des Eides, und wohl dem Volke, wo das Wort Schande, den Begriff der furchtbarſten Strafe in ſich ſchließt.

Die Häuſer waren von Holz und klein. Sie ruhten auf Vorrathskammern, und man mußte von auſſen eine Treppe hinauf ſteigen. Um deſtomehr gegen die Kälte geſchützt zu ſein, hatte man überall ſehr kleine Fenſter, und ſehr niedrige Thüren. Innerhalb der Zimmer, ſelbſt am Hofe des Zars, gieng eine Bank an der Mauer herum, welche die Stelle der Stühle und auch des Bettes vertrat; im Winter ſchlief man auf den Oefen. Die vordere Abtheilung des Hauſes,

war für Mannspersonen, die hintere diente dem Frauenzimmer zum Aufenthalt. So klein die Häuser waren, so schlossen sie doch die ganze oft zahlreiche Familie in sich, ohne daß man über Mangel an Platz geklagt. Menschen, welchen es bei ihrer Wohnung blos um sich selbst zu thun ist, brauchen nicht viel Raum; in unsern Zeiten sieht man bei der Einrichtung seines Hauses mehr auf andere. Kein Wunder also, daß der jetzige Luxus selbst Paläste zu eng findet.

In den Städten versammelten sich alle Männer vom Mittelstande gegen Mittag auf dem Markte, um ihre Privatgeschäfte abzumachen, über die öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen, und bey den daselbst vorgenommenen gerichtlichen Verhandlungen zugegen zu seyn. Ein junger Mann durfte nicht mehreremal nach einander wegbleiben, wenn er sich nicht von den bejahrtern Vorwürfe zuziehen wollte. Die gegenseitige Mittheilung von Ideen, welche hier statt fand, erscheint um so wichtiger, wenn man bedenkt, daß dies die einzige Gelegenheit zur Erweckung des Geistes und zur Einsammlung von Kenntnissen war.

Die Väter hatten eine unumschränkte Gewalt über ihre Kinder. Kein Alter, kein Amt, kein Verhältniß machte sie unabhängig. Der Vater konnte sie schlagen und badoggiren lassen; selbst sie zu verkaufen hatte er viermal das Recht.

Obschon die Leichenbegängnisse übrigens einfach waren, so suchte man doch durch gedungene Klageweiber ihnen eine Feierlichkeit zu geben, welche für einen fremden Zuschauer eher Posse war. Jene bezahlten Leidtragenden, bestellten den Todten unter Heulen und

Schreien zur Rede: warum er gestorben sei, da er ja doch reich genug gewesen, die Gunst des Zaren besessen, (also nicht blos beim Pöbel galt diese Sitte,) eine schöne Frau gehabt, hoffen konnte, daß er Freude an seinen Kindern erleben würde, u. s. w. Um den Schmerz zu lindern, verzehrten die Leichenbegleiter am Grabe Kuchen. Beides, das Wehklagen sowohl, als das Essen, ward sechs Wochen nachher auf der nehmlichen Stelle wiederholt. Wenn ein Großer gestorben war, hielt man das Mahl im Trauerhause.

Die Kaufleute hatten damals noch ein Recht, welches sie nachher verlohren, bis Katharina II. es ihnen in einer weit wohlthätigern Ausdehnung wieder gab. Sie machten einen besondern Stand aus, und hatten eine Stimme in der Verhandlung öffentlicher Angelegenheiten. Die Bauern hatten zwar kein willkührliches Eigenthum an Ländereien, als welche sämmtlich den Guthsbesitzern gehörten; aber sie waren doch nicht für ihre Person leibeigen. Fünf Tage der Woche arbeiteten sie für den Herrn, den sechsten widmeten sie einem Stücke Land, welches er ihnen als Eigenthum geliehen hatte. Aber sie konnten es nach Willkühr verlassen, und nach den Städten sich begeben, um da als Bediente oder in andern Geschäften ihren Unterhalt zu verdienen. Nur diejenigen unter ihnen waren Sclaven, welche sich selbst freiwillig verkauft hatten. Die Knechtschaft aller Bauern, schreibt sich erst aus den Unruhen her, welche das Reich zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts verwüsteten. Daher lassen sich auch die Vorwürfe erklären, welche die frühern Reisenden den gemeinen Russen machen, daß sie so geneigt wären ihre Freiheit zu verhandeln. Eine Unmöglich-

keit, wenn die Guthsherrn darüber so wie jetzt hätten schalten können.

Dienstboten verdingten sich auf eine bestimmte Zeit nach einem schriftlichen Contracte. Diese Contracte wurden bei einem Gerichte niedergelegt, welches auf die Erfüllung desselben sah.

Die verschiedenen Stände unterschieden sich durch die Kleidung, und es war bei schwerer Strafe verboten, sich über seinen Stand zu kleiden. Durch dieses Gesetz, fielen schon viele Veranlassungen zum Schuldenmachen weg, und daher war eine andere harte Verordnung gegen muthwillige Schuldner damals ausführbarer, als es nach unsern Sitten scheint. Der Schuldner erhielt öffentlich Stockschläge auf die Schenkel und die Fußsolen, bis der Gläubiger befriedigt war. Konnte jener nicht abtragen, so mußte er mit seiner Person bezahlen.

Ueber andere Puncte waren die Gesetze billiger. Ein Dieb war das erstemal gefangen gesetzt, und mit Schlägen abgestraft. Hatte er etwas im Vermögen, so mußte er das Gestohlne ersetzen. Zum zweitenmale wurden ihm die Nasenlöcher aufgeschlitzt, und die Stirne gebrandmarkt. Das drittemal erst traf ihn als einen unverbesserlichen Stöhrer der gesellschaftlichen Sicherheit die Todesstrafe. Nicht nur diese, sondern selbst die Tortur durfte keinem Bürger zuerkannt werden, ohne Vorwissen des Regenten. Falschen Münzern goß man geschmolzenes Blei in den Hals.

In verwickelten Streitigkeiten erkannten die Richter, wenn sie sich nicht anders heraus zu helfen wußten, auf den Zweikampf; ein Ueberrest der ältesten Gesetzgebung Jaroslaws, welchen Iwan beibehielt. Waren

die Partheien zu alt, zu schwach, oder zu ungeschickt, sich zu schlagen, so dingten sie öffentliche Kämpfer, welche sich dieser Kunst ausschließlich gewidmet hatten. Man kann nicht sagen: sie versahen sich mit Waffen, sondern es muß heißen: sie bepackten sich. Schon daraus läßt sich schließen, daß ihre Balgerei nicht so ganz ernstlich müsse gewesen sein. Ueberwunden war doch immer einer, und mehr wollte der Richter nicht haben.

Das gewöhnliche Duell aber war streng verboten, und selbst Ausländer, der Herausgeforderte sowohl als der Forderer, wurden als Mörder bestraft. Ueberhaupt durfte sich keiner Satisfaction nehmen, selbst wenn der Gegner ihn mit Schlägen angegriffen hatte; sonst mußte er ausser der auf Beleidigungen ohnehin festgesetzten Strafe, auch noch eine Geldbuße in die Casse des Fürsten bezahlen, gegen dessen Gerechtigkeit er Mißtrauen gehabt zu haben schien. Jene allgemeine Strafe ist bekannt. Die geringste Ahndung für wörtliche oder thätliche Injurien gegen Kronsbediente bestand darin, daß der Beleidiger seinem Gegner so viel Geld bezahlen mußte, als dessen Gage betrug. Forderte es dieser, so kamen auch wohl noch Badoggen, oder wenn die Beleidignng sehr groß war, wohl gar die Knute dazu.

Eine andere Art von Kämpfen wurde von der Regierung nicht bloß geduldet, sondern selbst begünstiget. Man glaubte, sie erhöhte den Muth der Nation, und härtete gegen den Schmerz ab. Die jungen Männer barten sich an gewissen Tagen an öffentlichen Plätzen unter allgemeinem Zulaufe des Volks. Obschon die Bleistücke der Griechen und Römer ihnen fehlten, so vertraten doch ihre schweren Fäuste hinlänglich deren Stelle,

und mancher Kämpfer ließ Zähne oder Augen, vielleicht sein Leben auf dem Platze.

Die jetzt noch übliche Sitte der Kaufhöfe, welche aus dem Morgenlande herstammt, jetzt aber durch das Palais Royal selbst nach Paris verpflanzt ist, war damals in Rußland schon allgemein. Der Handel selbst schmachtete noch unter schädlichen Gesetzen einer zweckwidrigen Vorsicht oder eines falsch verstandenen Eigennutzes. Fremde Kaufleute in Moskwa mußten durch gerichtlich bestellte Mäckler ihre Waaren auf dem Zolle taxiren lassen, ehe sie etwas verkaufen durften. Auch nun mußten sie noch warten, bis der Zar ihre Angabe gesehen hatte, damit er den Vorkauf hätte, wenn ihm etwas gefiel. Ein Gebrauch, welcher schon durch das Gepräg von Sclaverei als Vaterland den Orient verräth, (Tavernier fand ihn auch in Persien) der aber nun in Rußland längst abgeschaft ist. In der Hauptstadt selbst durften nach den Gesetzen nur Polen und Litthauer handeln; andere Ausländer, als Deutsche und Livländer, waren auf Nowgorod eingeschränkt. Gleichwohl machten sie auch in Moskwa große Geschäfte. Sie begaben sich nämlich dorthin in dem Gefolge eines Gesandten, unter dessen Begünstigung sie nicht bloß nach Willkühr kauften und verkauften, sondern nun auch dem Staate nicht einmal einige Abgaben zahlten. Die Einfuhr bestand in Gold, Silber, Edelsteinen, Tüchern, Seidenzeugen und andern Artikeln des Luxus. Die Ausfuhr hauptsächlich in Pelzwerken und Wachs. Doch zogen die Tartarn auch häusliche Lebensbedürfnisse, z. B. Kleidungsstücke, aus dem Reiche. Waffen konnten sie nur heimlich erhalten.

Jeder Edelmann war Soldat. So wie einer das

Aufgebot des Zars erhielt, und wenn er im Bette oder an der Tafel war, so brach er ab und machte sich zum Abmarsch fertig. Als Waffen waren gewöhnlich Bogen, Wurfspieße, Streitärte, Keulen, Helme und Panzerhemden. Von Fußvolk wußte man wenig: erst seit Iwan dem zweiten kam der Gebrauch desselben auf. So ungestüm die damaligen Russen angriffen, so leicht wichen sie auch. Sie schienen dem Feinde zuzurufen: Fliehet ihr, oder wir fliehen.

Unkundig in der Belagerungskunst, schlossen sie die Städte nur ein, und suchten die Aussenwerke anzustecken, oder sie geduldeten sich, bis der Hunger die Einwohner zur Uebergabe zwang. Ihr Hauptaugenmerk im Felde war, den Feind zu umzingeln, und von hinten zu ihn anzugreifen. Wenn sie Angriffe von den Tatarn besorgten, hatten sie eine einfache und doch geschwinde Signalpost. Es ward eine Anzahl Soldaten vorausgeschickt, welche, in gleicher Entfernung von einander, auf Bäume stiegen und Wache hielten. Sobald einer Feinde gewahr ward, warf er sich aufs Pferd und gab seinem Nachbar Nachricht davon, welcher eben so schnell sie zu dem nächsten brachte, bis die Armee, zuweilen sogar der Hof selbst, auf diese Art erfuhr, was zu wissen nöthig war.

Religiöse Aufklärung.

Schon in den ersten Jahren seiner Entstehung erregte Riga (wodurch es leider auch in den neuern Zeiten gelitten hat) Eifersucht gegen sich. Besonders schien dem

Handel von Nowgorod die neuerbaute Stadt gefährlich werden zu wollen. Der Fürst von Nowgorod, Jaroslaw Wselowodowitsch nützte dies, um unter einem guten Vorwande ein Krieg führen zu können, in welchem er nicht bloß die Rigaer zu demüthigen gedachte. Die Pleskower fürchteten wenigstens, daß es auch ihnen gelten könne, und schlossen deshalb mit Riga ein Bündniß, das durch wechselseitige Geißeln bestätigt ward. Jaroslaw forderte dessen ungeachtet sie auf, mit den Nowgorodern gegen Riga zu marschiren. Darauf ertheilten sie ihm durch ihre Gesandten folgende Antwort:

Fürst Jaroslaw Wselowodowitsch! Du bist ein vernünftiger und weiser Fürst, und weißt, daß wir alle, einer wie der andere, von Adam unsern Ursprung haben; alle einerlei Brüder, und Vettern, und Verwandten und Schwestern und Basen, und alle ein Geschlecht, Gläubige und Ungläubige. Es ist nicht fein, selbst mit den Ungläubigen ohne Ursache zu streiten; lieber laß uns mit aller Welt in Ruhe und Friede leben. Wir wollen Friede halten mit den Ungläubigen, ohne ihres Unglaubens und abgöttischen Wesens theilhaftig zu werden; und die Ungläubigen, die unser Leben, unsre Friedfertigkeit und Liebe sehen, werden Gott die Ehre geben, und werden sich umkehren und taufen lassen, und alle werden durch Christi und seiner allerreinsten Mutter Gnade selig werden. Und Du, ein so weiser Fürst, befiehlst uns, mit den Rigaern ohne Ursach Krieg zu führen?

Da der unruhige Fürst nach dieser Weigerung der Pleskower von seinen Nowgorodern ebenfalls abschlägige Antwort erhielt, so mußte der Feldzug unterbleiben.

Mißtrauen gegen Jaroslaw war freilich wohl die

Haupturſache, warum die Pleskower ſich mit ihm in keine engere Verbindung einlaſſen wollten, aber wahrſcheinlich hatte er in ſeiner Aufforderung zum Kriege gegen Riga, die Verſchiedenheit des Glaubens zum Beweggrunde genommen, und ſie mußten daher in ihrer Antwort dieſen Punkt berühren. Man kann alſo nicht ſagen, ſie hätten ſich jener vortreflichen Grundſätze nur als einer Ausflucht bedient. Und geſetzt auch, dieſer Fall fände ſtatt — welche richtige in jenem Zeitalter unerwartete Begriffe über Religionsverſchiedenheit ſetzt ſo etwas auch nur als Ausflucht voraus.

Beiſpiele einer ſolchen Aufklärung wird man in Rußland bis auf Peter den Großen wenige finden. Seine Reiſen, beſonders ſein Aufenthalt in Holland, hatten dieſe Regententugend in ſeiner großen Seele geweckt. Er ſah, daß ungeachtet der Verſchiedenheit religiöſer Meinungen, dieſer Staat blühte, ſo blühte, wie keiner neben ihm, ja daß ſelbſt dieſe friedfertige Verſchiedenheit die Urſache ſeines Wohlſtandes war. Er beſchloß alſo auch dieſen Zweig der Aufklärung in Rußland blühend zu machen. Seine Bemühungen erhielten durch ſein Beiſpiel Nachdruck. Er hatte den Befehl gegeben, daß die Raskolniſchicken, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, Altgläubige, nicht ſo wohl wegen ihrer Meinungen, denn da würde er ſich ſelbſt entgegen gearbeitet haben, als vielmehr wegen ihrer Anhänglichkeit an alte Gebräuche und Gewohnheiten, die mit ſeinen Abſichten in geradem Widerſpruch ſtunden, einen gelben Fleck auf dem Rücken tragen ſollten. Die meiſten trugen ihn. Einſt ſah er zwei Kaufleute aus Kaluga in Geſchäften zu Petersburg, die dieſen Fleck trugen. Er erkundigte ſich nach ihrem Charakter und Lebensart. Bei-

des wurde ihm vortheilhaft geſchildert. Nun ſo mögen ſie, erwiederte er, meinetwegen glauben was ſie wollen; kann ſie die Vernunft und der gelbe Fleck von ihrem Aberglauben nicht heilen; ſo würde auch Feuer und Schwerdt nichts ausrichten. Märtyrer für ihre Dummheit zu werden, ſollen ſie weder die Ehre, noch das Reich den Schaden haben.

Hofnarren.

Wahrſcheinlich lernten die Ruſſen in ihrem Verkehr mit dem weichlichen Griechenland, dem Vaterlande aller wollüſtigen Künſte, mithin auch der Poſſen und Zoten, die Luſtigmacher kennen. Denn man findet ſie ſchon ſehr frühzeitig bei ihnen. Der allgemeine Hang der Menſchen zur Beluſtigung, und die dringende Begierde, die ſchmerzliche Qual der Langeweile zu vertreiben, die bei rohen unkultivirten Völkern deſto drückender iſt, je weniger ſie in ſich Hülfsmittel darwider haben, bewürkten, daß ſie bei ihnen vorzüglich beliebt wurden. Stolz und Despotismus mochten in der Folge wohl auch das ihrige dazu beitragen, den Narrenorden unter ihnen zu vergrößern. Das letztere ſcheint wenigſtens der Fall unter Iwans Waſiljewitſch Regierung geweſen zu ſein, wo freimüthige Aeuſſerungen dem Geiſte des damaligen Zeitalters nicht angemeſſen waren, und leicht Empörungen hätten veranlaſſen können, und alſo als Aufwieglungen beſtraft werden mußten. Männer von Kopf ſahen ſich daher genöthiget, ihrer Frei-

müthigkeit durch Possenreißen Luft zu machen, und als accreditirte Narren unbestraft ihre Meinung zu sagen. Allein, auch dies gelang nicht immer. Bei Iwan Wassiljewitsch hatten zwei Brüder, Fürsten Gwozdewoi, sich durch ihre Possen in vorzügliche Gunst gesetzt. Einst sagte der jüngere dem Zar über Tische eine bittere Sottise. Beleidigt dadurch befahl ihm dieser sich zu entfernen. Gwozdewoi fiel vor ihm nieder und suchte sich zu entschuldigen. Indem präsentirte man dem Zar eine Schüssel mit heißem Kohl; er nahm sie und goß sie dem Hofnarren über den Kopf. Der Unglückliche wollte sich zurückziehen; allein Iwan hielt ihm bei dem Kleide, ergriff ein Messer und stieß ihn damit nieder. Sogleich reuete ihn diese That; er schickte nach dem Arzt. Als dieser ihm aber sagte, daß alle Mühe vergebens sei, suchte er sich durch einige übelangebrachte Bonmots zu trösten.

In der Folge stieg diese Liebhaberei an Possenreißern noch höher. Ein Privatmann mußte schon in sehr schlechten Umständen sein, wenn er nicht wenigstens einen um sich hatte. Peter hatte deren eine große Menge; und wer kann es diesem großen so rastlos thätigen Manne verdenken, wenn er bei seinen meistens verdrießlichen und beschwerlichen Geschäften auch diese Art sich zu zerstreuen suchte? Von Delicatesse kann die Rede nicht sein; man müßte sie denn in dem Namen suchen. Possen sind von jeher getrieben worden, und werden wohl immer getrieben werden. Daß sie vor hundert Jahren nicht so fein gewoben waren als jetzt, war Schuld des Zeitalters; dafür waren sie aber auch in ihren Folgen nicht so schädlich, und

— Glaubt mirs, ihr gravitätischen Herrn,
Gescheute Leute narriren gern.
Wundert ihn das, Herr Doktor Duns?
Will's ihm erklären, doch unter uns:
Das macht, sie haben beim Narriren
Mehr zu gewinnen als zu verlieren.

Ausserdem äußerte sich oft bei Anstellung der Hofnarren Peters Strafgerechtigkeit, ja selbst sein Mitleiden. Einige von ihnen waren von Natur blödsinnig. Diesen gab er reichlichen Unterhalt, und bediente sich ihrer, seine Russen auf die von ihnen noch nicht genug erkannte Wohlthat Vernunft zu haben, aufmerksam zu machen, und sie zu den besten Gebrauch derselben zu ermuntern.

Andere, die in ihren Bedienungen zu oft oder zu große Narrheiten begiengen, mußten zur Strafe die Narrenjacke tragen; wenn es auch die vornehmsten Personen seines Reichs waren.

Einst wurde ein Capitain, Namens Uschakow, von seinem General mit wichtigen Depeschen von Smolensk nach Kiew geschickt, mit dem Befehl, so schnell als möglich zu reisen. Diesem Befehle zufolge kam er in sehr kurzer Zeit noch vor Aufschluß der Thore bei Kiew an. Er rief der Wache zu, sie zu öffnen. Der wachhabende Offi ier bat, sich etwas zu gedulten, weil der Commendant die Schlüssel habe. Uschakow wurde darüber unwillig, drohte, den Officier beim General zu verklagen, gab dem Pferde die Sporen, und jagte, ohne die Depeschen abgegeben zu haben, durch Tag und Nacht nach Smolensk zurück. Hier wurde er, dieses albernen Streiches wegen, in Verhaft genommen, und zum

Tode verurtheilt. Peter bekam davon Nachricht, und fand das Betragen des Uſchakow ſo lächerlich, daß er das Urtheil abänderte, und ihn zur Strafe als Hofnarren bis an ſein Ende bei ſich behielt. Er mußte ihn auf ſeinen Reiſen begleiten, wo er ſich durch ſeine Schwänke über 20000 Rthlr. verdiente. Einſt ließ er ſich, als Peter der Große den preußiſchen Hof verließ, von einem deutſchen Auditeur folgendes Schreiben an den König aufſetzen:

"Ich danke Ew. Königliche Majeſtät für alle erzeugte Gnade. Ich werde dieſelbe in meinem ganzen Vaterlande rühmen. Allein ich fürchte, daß man mir nicht glauben wird, wenn ich nicht zum Beweis der Wahrheit etwas vorzeigen kann. Ein ſchönes Pferd aus Ew. Majeſtät Marſtällen, würde der beſte Zeuge ſein."

Er erhielt eins der ſchönſten Pferde. Uebrigens war dieſer Uſchakow ein ſehr gutmüthiger Narr, der niemanden ſchadete.

Zuweilen wurden ganz geſcheute Männer dem Narrenorden einverleibt, weil ſie ſich, um einer andern verdienten Strafe zu entgehen, närriſch geſtellt hatten. So mußten zwei Brüder aus ſehr guter Familie in dieſen Orden treten, weil ſie in dem Verdacht ſtanden, an einer Verſchwörung wider den Kaiſer Theil genommen zu haben, deren Glieder theils gehenkt, theils auf andere Weiſe am Leben geſtraft wurden. Ihr verſtellter Wahnſinn rettete ihnen das Leben; aber ſie durften auch dieſe einmal, freilich ungern übernommene Rolle nie wieder aufgeben.

Beſonders waren die Hofnarrenſtellen für diejenigen beſtimmt, die auf Peters Koſten ohne Nutzen ge-

reist hatten. Sie wurden öffentlich beschimpft, und mußten Einheißer, Hofhundewärter und andere niedrige Dienste verrichten, auch, wenn es dem Kaiser einfiel, ihn durch Schwänke belustigen.

Einigen seiner Hofnarren gab Peter sehr große Titel. So hatte er einen König von Sibirien, der mit großen goldenen und silbernen Medaillen behangen war. Seine Kleidung hatte viel Aehnlichkeit mit der eines Prälaten. Er speisete mit dem Kaiser an einer Tafel, und gewöhnlich an seiner Seite. Wenn Peter bei Laune war, warf er ihn sammt dem Stuhle um, so daß er die Füße gen Himmel kehrte.

Ein Pole hatte den Titel eines Königs der Samojeden, der ihn aber nicht mehr als zehn Rubel monatlich eintrug und freies Essen und Trinken.

Dem portugiesischen Juden la Costa hatte er zum Titulargrafen ernannt, auch ihm, wegen seiner lustigen Streiche bei der Alonitzischen Wassercur, wo er wider Willen Diät halten mußte, Hoffnung gemacht, ihn zum Samojeden-König zu erklären. Die feierliche Krönung sollte nach Ankunft von 24 Rennthieren und eben so viel Samojedischer Bauern vor sich gehen.

Seinen ehemaligen Schreibemeister Sotuf, der unter den Narren jener Zeit eine Hauptrolle spielte, erhob er zum Knäspatriarchen; hernach aber, auf Ansuchen der Geistlichkeit, die den Namen Patriarch für profanirt hielt, zum Knäspabste. Dieser Narr war schon 84 Jahr alt, als Peter ihn nöthigte, eine eben so alte Frau zu heirathen. Vier Stammelnde mußten zur Hochzeit einladen; abgelebte vor Alter zitternde Greise, führten die Braut; ungeheure dicke Menschen dienten als Läufer; die Musikanten saßen auf einem von Bären

gezogenen Wagen; und ein tauber und blinder Prieſter ſegnete das Brautpaar ein. Die übrigen dabei vorgefallenen Feierlichkeiten entſprachen dieſen Bizarrerien.

An der Anekdote, daß der Kaiſer Andronikus denjenigen, mit deren Weibern er ſich bekannt gemacht, große Jagdgerechtigkeiten ertheilt, und zum Zeichen dieſes ihnen zugeſtandenen Rechts, ein Hirſchgeweih über ihre Hausthieren habe anheften laſſen, und daher die Redensart entſtanden ſei: Die Frau hat ihrem Manne Hörner aufgeſetzt, fand Peter viel Wohlgefallen, und er hatte bald Gelegenheit, dem Küchenmeiſter ſeiner Gemahlin, deſſen er ſich oft zum Luſtigmacher bediente, und ihn deswegen immer um ſich hatte, eine ähnliche Ehre zu erzeigen.

Er befand ſich grad in Riga, als eine Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler daſelbſt angelangt war. Der erwähnte Küchenmeiſter, deſſen Frau wegen ihrer Galanterie ſehr berüchtigt war, hatte ſich eben im Parterr eingefunden, als der Arlekin ſich über die geduldigen Hahnreie luſtig machte. Ich werde, rief er, dieſen Prügel, den ich hier in der Hand habe, unter die Zuſchauer werfen, und gewiß einen Hahnrei damit treffen. Indem er ſich ſtellte, ſeine Drohung wahr zu machen, bückte ſich der Küchenmeiſter. Es entſtand ein allgemeines Gelächter; und der Kaiſer verſprach dem gekrönten Narren, daß, da er ſich öffentlich zum Hahnrei declarirt habe, er auch öffentlich in dieſer Würde beſtätigt und mit den gewöhnlichen Ehrenzeichen begnadigt werden ſollte. Dies geſchahe im Jahr 1723, als Peter dem Perſiſchen Geſandten Iſmael Beeg zu Ehren eine große Maskerade gab. Dem Küchenmeiſter wurden Hörner von Rennthieren aufgeſetzt, eine ſamojediſche

Kleidung angelegt, und ein großes gelbes Band nach Art der Ritterorden umgehängt. Unten am Bande hieng eine kupferne Medaille, auf deren einer Seite ein Aethon, auf der andern aber einige Lobsprüche auf die Hanreischaft geprägt waren. In dieser Tracht mußte er der ganzen Maskerade beiwohnen. Auch ließ ihm der Kaiser ein Hirschgeweih über seine Hausthür nageln, nahm ihn so oft er ihn sah und beikommen konnte, beim Kopf, und machte ihn mit zwei Fingern Hörner; wofür er denn oft, wenn dieser Scherz dem Narren zu lange dauerte, von diesem sehr unsanft auf die Finger geschlagen wurde.

Die Kaiserin Anna hatte sechs Hofnarren; den schon erwähnten la Costa, Pedrillo, den Fürsten Gallitzin, den Fürsten Wolchonsky, Apraxin, und Balakrow. Wolchonsky war der Schwager des Grafen Bestuscheff, und hatte die Aufsicht über der Kaiserin Windspiel.

Pedrillo war ein Italiäner, und spielte anfänglich den Paß in der Oper. Seine Schwänke erwarben ihm den Posten eines Hofnarren, wobei er sich über 20000 Rubel verdiente. Die ersten 10000 Rubel hatte er einer einzigen Posse zu verdanken.

Es ist in Rußland Gebrauch, wenn man eine Wöchnerin besucht, ihr ein Geschenk an Gelde zu machen. Das wenigste was man einer Dame von Stande geben kann, ist ein Ducaten. Dafür empfängt man von der Wöchnerin einen Kuß. Pedrillo benutzte diesen Gebrauch. Einst gab ihm der Herzog von Kurland in Gegenwart der Kaiserin im Scherz Schuld, daß er eine Ziege zur Frau habe. Pedrillo bezahlte es, und bat die Kaiserin, daß, da seine Frau bald niederkom-

men würde, sie mit ihrem ganzen Hofe die Wöchnerin besuchen möchte. Ich hoffe, sagte er, daß Ihro Majestät und Dero Begleitung ihr so ansehnliche Geschenke machen werden, daß ich meinen Kindern eine gute Erziehung werde geben können. Die Kaiserin versprach dies. Der Besuch ging öffentlich vor sich. Dem Pedrillo wurde eine Ziege ins Bette gelegt; als aber der Vorhang aufgezogen wurde, lag er mit seiner Frau darinne. Anna bestimmte selbst die Summe, die jeder von ihrem Hofe der Wöchnerin geben mußte, wodurch Pedrillo auf einmal zu einem Vermögen von 10000 Rubel gelangte.

Um ihn und la Costa von den übrigen Hofnarren zu unterscheiden, stiftete die Kaiserin den Orden von St. Benedicto, den nur sie beide allein an einem rothen Bande im Knopfloche trugen.

Der Fürst Gallitzin wurde zur Strafe dem Narren-Orden einverleibt, und zum Pagen gemacht, obschon er beinahe vierzig Jahr alt war, weil er auf seinen Reisen die catholische Religion angenommen hatte. Als seine Gemahlin starb, nöthigte ihn die Kaiserin, eine zweite zu nehmen, mit dem Versprechen, die Hochzeit auszurichten. Gallitzin gehorchte; er suchte sich ein gemeines Mädchen aus, und erinnerte die Kaiserin an ihr Versprechen. Sie hielt es. Um aber dieses Fest so merkwürdig als möglich zu machen, gab sie den Statthaltern in allen Provinzen des Reichs Befehl, Personen beiderlei Geschlechts aus allen den Russen unterworfenen Nationen zu dieser Hochzeit nach Petersburg zu schicken, woselbst sie auf Kosten des Hofs nach ihrer Landesart neu gekleidet wurden. Dem Kabinetsminister von Walinsky ward aufgetragen, die Anstal-

ten zu dieser Hochzeit zu treffen. Man wählte den bekannten strengen Winter vom Jahr 1740 zu dieser Feierlichkeit, und um sie ganz ausserordentlich zu machen, ließ die Kaiserin ein Haus von Eis mit zwei Zimmern aufführen, in welchem alles, selbst die Bettstelle, in welchem die Vermählten schlafen sollten, von Eis war. Auch vier kleine Kanonen und zwei Mörser, wurden von Eis verfertigt. Aus den erstern schoß man verschiedne mal mit einer halben Unze Pulver, ohne daß sie sprangen, und aus den Mörsern, wurden, ohne sie zu beschädigen, kleine hölzerne Granaden geworfen.

An dem zu diesem Feste bestimmten Tage, fanden sich alle Gäste im Hofe des Herrn von Wallinsky ein; von hier ging der Zug, der mehr als aus 300 Personen bestand, vor dem Kaiserlichen Pallaste vorbei, und durch die vornehmsten Straßen der Stadt. Das Brautpaar eröffnete ihn. Es war in einem großen Käfig eingeschlossen den ein Elephant trug. Die Gäste saßen paarweise in Schlitten, die von Rennthieren, Hunden, Ochsen, Ziegenböcken, Schweinen u. s. w. gezogen wurden; einige ritten auf Kameelen. Hierauf führte man die Gäste in die Reitbahn des Herzogs von Curland, die zu diesem Ende war ausgedielt worden. Die Speisen, mit denen man sie daselbst bewirthete, waren nach eines jeden Landesart zubereitet. Der Mahlzeit folgte ein Ball, wo nichts als National-Tänze mit der ihnen eignen Musik aufgeführt wurden. Nach geendigtem Ball wurden die Neuvermählten in das Haus von Eis geführt, wo man sie mit der neuen Artillerie begrüßte, und ihnen die erwähnte Bettstelle zum Beilager anwies. An die Thür hatte man Schild-

wachen geſtellt, die ſie nicht eher als den andern Morgen heraus laſſen durften.

Die gewöhnlichen Poſſen, womit ſich die Kaiſerin von ihren Hofnarren unterhalten lies, beſtanden entweder im Raufen und Balgen, oder einer von ihnen mußte ſich gerade an die Wand ſtellen, und ein andrer ihm ein Bein unterſchlagen, und zum Fallen bringen. Ballakrow ſträubte ſich einſtmals dawider, bekam aber dafür die Badoggen.

Zwerge.

Beinahe eben ſo beliebt als die Poſſenreißer waren die Zwerge. Man war ſehr auf ihre Fortpflanzung bedacht; daher es denn auch kam, daß ſie einſt in Rußland ſo häufig angetroffen wurden. Man bediente ſich ihrer theils zur Bedienung, theils auch zur Beluſtigung.

Unter den vielen Feten die im Jahr 1710 zu Ehren des Herzogs von Curland und ſeiner Braut, der Großfürſtin Anna, gegeben wurden, zeichnete ſich die des Fürſten Menſchikoff ganz vorzüglich aus. Unter andern wurden bei der Mahlzeit zwei Paſteten aufgetragen, deren jede ungefähr fünf Viertelellen lang war. Als man abgeſpeißt hatte, wurden ſie geöffnet, und es trat aus jeder eine ſehr wohlgekleidete Zwergin hervor. Peter I. trug ſie auf die Tafel, woran das Brautpaar ſaß, und auf welcher ſie eine Menuet tanzen mußten.

Nicht lange nach dem Beilager der erwähnten fürſtlichen Perſonen, wurde eine Zwerghochzeit gefeiert.

Die Hochzeits-Gäste wurden den Tag vorher von zwei Zwergen, die in einem kleinen dreirädrigen mit einem Pferd bespannten Wagen fuhren, vor welcher zwei Officianten ritten, eingeladen. Die Trauung geschah in der Festungskirche. Den Zug nach derselben öffnete ein wohlgekleideter Zwerg, der einen mit vielen Bändern gezierten Marschallsstab trug. Ihm folgte das Brautpaar. Hierauf der Zar von den vornehmsten Civil- und Militair-Bedienten begleitet, hinter ihm 72 Zwerge, die zum Theil 200 Meilen weit aus Rußland zu diesem Feste verschrieben waren, alle in reicher deutscher Tracht. Eine unzählbare Menge Zuschauer beschloß den Zug. In der Kirche wurde den Zwergen der mittelste Plan angewiesen. Als der Priester den Bräutigam fragte, ob er seine Braut zur Ehe haben wollte, antwortete dieser, indem er sich zur Braut wandte: Dich und keine andere. Die Braut aber, der ausser dieser Frage auch die vorgelegt wurde; ob sie schon mit jemand anders versprochen sei, antwortete: Das wäre ja wohl artig. Der Zar hielt selbst, nach russischem Gebrauch, den Kranz über sie. Nach der Trauung fuhren sie sämmtlich zu Wasser, nach des Fürsten Menschikoff Pallast. Braut und Bräutigam, nebst der ganzen Zwerggesellschaft, wurden an verschiednen kleinen Tafeln mitten im Zimmer gespeißt.

Ueber der Tafel des Bräutigams sowohl als der Braut, waren zwei kleine Himmel von Seide aufgerichtet. Ueber der Braut und den Brautjungfern hingen drei kleine Lorbeer-Kronen, und über dem Bräutigam ein geflochtner Lorbeerkranz. Die Bewirthung besorgte der Marschall, mit acht Untermarschallen, ebenfalls Zwergen, die zur Unterscheidung eine Cocarde von

Spitzen, und ein Band um den rechten Arm trugen. Der kleine Vorschneider, der zwischen den beiden Brautjungfern saß, wurde von diesen mit einer Cocarde beehrt. Zur Dankbarkeit bekam jede einen Kuß von ihm. Ihre Zufriedenheit, äusserte sich in ihrem Lautwerden. Der Zar saß, nebst den Gesandten und dem ganzen Hofe, an der Seite des Zimmers, so daß keiner den Zwergen den Rücken zukehrte. Die Gesundheiten, welche der Marschall und seine Acht Untermarschälle ausbrachten, wurden mit Trompeten und Pauken im anstoßenden Zimmer bekannt gemacht. Das meiste Vergnügen machten dem Zar die verschiednen Gestalten dieser Zwerge, und ihre Manieren. Einige hatten einen großen Buckel und kleine Beine, andere einen dicken Bauch, andere krumme Beine, wie die Dachshunde, und noch andere einen großen unförmlichen Kopf. Hier sah man ein schiefes Maul, und große Ohren, dort kleine Augen und dicke Pausebacken; u. d. m. Der Mahlzeit folgte ein Ball, der nicht weniger Belustigung gewährte. Endlich wurde das Brautpaar in des Kaisers Pallast gebracht, wo sie ihr Beilager in dessen Schlafzimmer vollzogen. Die übrigen wurden ihren Herrn wieder zugestellt.

Im Jahr 1713 veranstaltete die Prinzessin Natalia eine ähnliche Zwerghochzeit. Es waren dazu zwei und neunzig Zwerge zusammen gebracht.

Im Jahr 1715 starb dem Zar ein Zwerg, den er sehr liebte. Er besorgte ihm deswegen ein sehr artiges Leichenbegängniß. Vier russische Priester gingen in ihrem Kirchenornat voran; ihnen folgte ein Chor von dreißig Sängern, diesen zwei Marschälle, die vor dem Sarge hergingen. Der Sarg war mit schwar-

zem Sammt bedeckt, und wurde auf einem Wurstschlitten von sechs sehr kleinen Rossen gezogen. Hinten auf dem Schlitten saß ein Zwerg von funfzig Jahren, ein Bruder des Verstorbnen, der den Sarg mit seinen Armen umfaßt hielt. Gleich hinter dem Sarge gingen Hand in Hand zwölf paar Zwerge, in schwarzen Röcken, und langen nachschleppenden Mänteln und Flören. Ihnen folgten die Zwerginnen, die nach ihrer Größe wie die Orgelpfeifen geordnet waren. Den Zug beschloß der Kaiser nebst allen Generalen, Ministern, und Bedienten.

Grigori Otrepiew.

Feodor Iwanowitsch hatte keine männliche Erben; sein nächster Nachfolger auf dem Throne, wäre daher sein Bruder Dmitrij Iwanowitsch gewesen, ein muntrer, feuriger Prinz. Diesen hatte Boris Glodunow, Schwager des Feodor, um sich den Weg zur obersten Herrschaft, die beständig sein Augenmerk gewesen war, zu bahnen, nach Uglitsch bringen und ihn daselbst 1591 den 15. Mai auf eine barbarische Art ermorden lassen. Jedermann hatte bisher den Tod dieses Prinzen als eine ausgemachte Wahrheit geglaubt, als auf einmal ein Mensch erschien, der sich für diesen Dmitrij ausgab, und behauptete, er sei durch eine besondre göttliche Vorsehung der meuchelmörderischen Nachstellung des Zar Boris entgangen, und an seiner Stelle sei ein anderer, den sein treuer Lehrer Simeon untergeschoben, ermordet worden.

Dieſer berüchtigte Avantürier, ein ſchlauer und verwegner Kopf, der ſeine Rolle eine Zeitlang mit eben der Geſchicklichkeit ſpielte als ein Simael oder Warbeck vor hundert Jahren in England, war der Sohn eines Edelmanns aus dem niedern Adel, Namens Bogdan Otrepiew. Sein Vater ſchickte ihn, weil er Talente bei ihm bemerkte, nach Moskwa, um ihn daſelbſt ſtudieren zu laſſen. Bald darauf wurde er in ein Kloſter gethan, wo er den Namen Grigori erhielt. Sein unruhiger Kopf machte ihm jeden Aufenthalt bald überdrüſſig. Nachdem er ſich in verſchiednen Klöſtern herumgetrieben hatte, kam er endlich in das Schudowſche Kloſter zu Moskwa, wo er Diakonus wurde. Hier lernte ihn der Patriarch Hiob kennen, der ihn in ſein Palais nahm, und zum Abſchreiber brauchte. In dieſer Lage lernte er verſchiedne Menſchen kennen, die den Zarewitſch Dmitrij genau gekannt hatten, und einige Aehnlichkeiten zwiſchen ihm und dieſem fanden. Vom Ehrgeiz getrieben, ohne von jemand dazu abgerichtet oder aufgehetzt zu ſein, beſchloß er, dieſe Aehnlichkeit zu benutzen, die Perſon des ermordeten Dmitrij vorzuſtellen, und hiedurch ſich in die Höhe zu ſchwingen. Durch liſtige und abſichtlosſcheinende Fragen, ſuchte er ſich von alle dem zu unterrichten, was dieſen unglücklichen Prinzen betraf, und er zur Ausführung ſeines Plans für nöthig erachtete. Schon im Jahr 1601 wagte er den Namen Dmitrij Iwanowitſch anzunehmen, und als ſolchen ſich ſeinen Freunden zu erkennen zu geben. Dieſe Aeuſſerungen wurden dem Metropoliten zu Roſtow hinterbracht, der den Grigori vom erſten Augenblick ſeiner Bekanntſchaft an gehaßt hatte, und daher keine Zeit verſäumte, den Zar davon

zu benachrichtigen. Boris, der, so mißtrauisch er auch sonst war, doch nicht glaubte, daß ihm ein unbedeutender Mönch gefährlich werden könnte, gab seinem Secretair Wassiliew Befehl, ihn in ein entferntes Kloster unter strenge Aufsicht zu schicken. Dieser, der die Sache für eben so unbedeutend hielt, trug die Ausführung derselben einem seiner Collegen auf, der mit Grigori verwandt war, und denselben warnte. Dieser zitterte bei der ihm drohenden Gefahr, und floh aus einem Kloster ins andere, bis er endlich nach Nowgorod Severskoi kam, wo ihn der dasige Archimandrit sehr liebreich aufnahm. Allein, auch hier glaubte er sich nicht sicher, und es kostete ihm nicht viel Mühe, seinem gutherzigen Vorgesetzten die Erdichtung glaubwürdig zu machen, daß er in Putiwl Verwandte habe, und ihn zu bewegen, daß er ihm, sie zu besuchen, die Erlaubniß ertheilte. Anstatt aber nach Putiwl zu reisen, flüchtete er mit seinen beiden Gefährten, ebenfalls versaufnen Mönchen, nach Kiew, welche Stadt damals unter polnischer Herrschaft war. An den Archimandriten ließ er ein Billet folgenden Inhalts zurück: "Ich bin Dmitrij Iwanowitsch; wenn ich den Thron "meiner Väter werde bestiegen haben, will ich dir "deine Sorgfalt für mich vergelten."

Aber auch in Kiew, wo es ihm anfänglich sehr wohl ging, machte ihn seine Aufführung verhaßt. Er verließ deswegen Rußland, und ging nach Polen, und wurde daselbst bei dem Fürsten Wischnewezkoi Bedienter.

So schien er denn jetzt selbst Verzicht gethan zu haben auf die Ausführung seines tollkühnen Entwurfs; aber gerade hier war es, wo sein verschlagener Kopf sie

möglich zu machen wußte. Er ſtellte ſich krank und ſchien dem Tode nahe zu ſein. Nur eben ſo viele Kräfte hatte er noch, um zu beichten. Mit der Stimme eines Sterbenden erſuchte er den Prieſter, ihn ſeinem Stande gemäß begraben zu laſſen; er ſei der Sohn eines Zaren. Seine Geſchichte werde man nach ſeinem Ableben unter dem Kopfkiſſen finden; bis dahin bäte er über dies Geſtändniß ein unverbrüchliches Stillſchweigen zu beobachten. Der Prieſter war in nicht geringer Verlegenheit. Ein Beichtgeheimniß zu verrathen iſt ſtrafbar; einen Unglücklichen, der zum glänzendeſten Looſe gebohren war, ſo ohne alle Erleichterung ſelbſt ſeiner letzten Stunden auf dem Strohſacke hinſterben zu laſſen, — ob das nicht vor Gott und Menſchen noch ſchwerer zu verantworten wäre? Die Gefühle des Menſchen ſiegten über die Bedenklichkeiten des Religionsdieners. Er that was Otrepiew eben ſo angelegentlich wünſchte, als er ſichs dringend verbat. Er gieng und entdeckte die ganze Sache dem Fürſten, in deſſen Dienſten der Kranke ſtand.

Man kann ſich das Erſtaunen denken, mit welchem Wiſchnewezkoi zu ihm eilte. Der Sterbende hat dem Fürſten nichts zu entdecken und weicht allen Fragen ſorgfältigſt aus. Dieſer ſuchte denn endlich unter dem Kopfkiſſen nach, und findet — eine Schrift, in welcher der Lakai Otrepiew erklärt, er ſei der Zarewitſch Dmitrij. Die von Chodunow gedungenen Meuchelmörder hätten, ſtatt ſeiner, den ihm ähnlichen Sohn eines Prieſters niedergemacht. Einige treue Bojaren hätten ihn lange Zeit verborgen gehalten, dann aber habe er ſich von einem Orte zum andern flüchten müſſen, bis er endlich in ſeinen Staaten nirgends mehr ſicher,

ſich genöthigt geſehn, nach Polen ſich zu retten, zu flüchten, um hier, obſchon im niedrigſten Stande, ſein Leben wenigſtens gegen die ihn verfolgenden Nachſtellungen zu ſchützen. Daß der Kranke nun der ſorgfältigſten Pflege genoß, daß er nach und nach (denn um ſchnell zu geneſen, war er zu liſtig) wieder hergeſtellt ward, daß man ihm mit aller Achtung begegnete, die ſeine hohe Geburt forderte, das alles ſind Dinge, die, ohne erſt erzählt zu werden, ſich ſchon von ſelbſt verſtehn. Daß er die Muſſe nützte, um ſich die einem Regenten nöthigen Wiſſenſchaften zu erwerben, würde zwar nicht bei jedem vorauszuſetzen ſein; allein Otrepiew war ein eben ſo kluger als kühner Abentheurer. Natürlicherweiſe ward er denn auch in die Familie des Fürſten eingeführt. Beſonders ſchloß er ſich an ſeines vorigen Gebieters Bruder Konſtantin an, der ihn hinwiederum mit ſeinem Schwiegervater, dem Palatin von Sendomir Mniſchek bekannt machte. Mniſchek hatte eine Tochter, Maria. Sie war jung, ſchön und voller Geiſt; aber zugleich eitel, ehrſüchtig und unternehmend im höchſten Grade. Daß zwiſchen ihr und dem Erben des ruſſiſchen Thrones eine Liebe ſich entſpann, iſt ſonach von ihrer Seite eben ſo wahrſcheinlich als von der Seinigen. Sie that ſogar die erſten Schritte, und für Otrepiew war es denn wohl nicht ſchwer, ihr entgegen zu kommen. Der Vater wußte um das Verſtändniß zwiſchen ihnen beiden und genehmigte es. Nur ſollte die Vermählung aufgeſchoben werden, bis der Zarewitſch ſein Reich in Beſitz hätte.

Im Jahr 1603 wurde er den polniſchen Magnaten auf dem Reichstage vorgeſtellt. Dieſe ſowohl als der König Sigismund und ganz Polen, wurden durch

das Anſehen ſeines Beſchützers verleitet, ihn für den wahren Dmitrij zu halten, und an ſeinem Schickſal mitleidig Antheil zu nehmen, ungeachtet aller Gegenbemühungen des Zar Boris, der, ſobald er von dem Vorfalle Nachricht erhielt, ſowohl einen andern Mönch, der mit dem Betrüger aus Rußland gegangen war, als auch den Oheim Otrepiews nach Polen ſchickte, um den Polen ihren Wahn zu benehmen. Gleichen Erfolg hatte eine Geſandtſchaft des Patriarchen und der Cleriſei von Rußland in der Perſon des Polſchikow, den man zu Kiew ins Gefängniß legte. Unterdeſſen brachte Otrepiew mit Hülfe ſeines künftigen Schwiegervaters 5000 Mann zuſammen, und rückte mit denſelben in Rußland ein. Die doniſchen Koſaken hatten ſich für ihn erklärt, aus Mißvergnügen über den Zar Boris, der ihre übertriebnen Freiheiten einzuſchränken ſuchte. Der Betrüger ermahnte durch ein Manifeſt alle Ruſſen, den Uſurpator Boris zu verlaſſen, und in ihm ihren rechtmäßigen Beherrſcher zu erkennen. Dies hatte eine ſtärkere Würkung als er ſelbſt vielleicht gedacht hatte. Seine Armee wuchs mit jedem Tage, und die Ruſſen, entzückt ihren geliebten Dmitrij wiederzuſehen, den ſie ſchon lange als einen unſchuldig Hingerichteten beweint hatten, unterwarfen ſich ihm haufenweiſe, zumal da ihn das Glück ſo auſſerordentlich unterſtützte. Er näherte ſich Tſchernigow; in welcher Stadt der Fürſt Iwan Tatiew commandirte, ein tapfrer, getreuer Unterthan, der entſchloſſen war, ſich aufs äuſſerſte zu vertheidigen. Allein Truppen und Einwohner rebellirten, nahmen ihn gefangen, und ſchickten ihn gefeſſelt Dmitrij zu, dem ſie den Eid der Treue leiſteten. Ihrem Beiſpiele folgten mehrere

andere Städte. Soltikow commandirte in Putiwl; auch er war entschlossen sich zu vertheidigen, es gieng ihm aber wie Tatiew, er wurde von einem Fürsten Masalski und einem Staatssecretair dem Feinde überliefert; und so sah sich Otrepiew in kurzer Zeit ohne Schwerdtschlag als Herrn von sechs Grenzstädten. Dem 21. December 1604 kam es bei Nowgorod Sewerskoi zu einer Schlacht, wo die Zarische Armee von ihm mit einer ungleich schwächern Macht aufs Haupt geschlagen wurde. Er wurde zwar zu Anfange des folgenden Jahres von einer neuen Armee des Zars unterm Commando des Fürsten Wassili Iwanowitsch Schouiskoi überwunden; allein, seine Sachen gewannen bald wieder ein gutes Ansehen. Denn statt den Sieg zu benutzen, und den Feind zu verfolgen, ruhten die Russen aus, und ließen diesem Zeit, sich wieder zu verstärken. Vielleicht, daß auch dieser Fehler hätte wieder gut gemacht werden können, wenn man in der Folge mehr wider die Armee der Rebellen, als wider die abgefallnen Städte, die Waffen gekehrt hätte.

Unterdessen breitete sich das Feuer der Empörung immer weiter aus. Viele glaubten wirklich in Otrepiew den wahren Dmitrij zu sehen, und es schmerzte sie, daß er des Thrones seiner Vorfahren, die so lange über sie geherrscht hatten, verlustig gehen sollte. Andere hatten persönliche Feindschaft gegen Boris, und verabscheuten ihn und seine Regierung. Nur der kleinste, obschon vernünftigste Theil der Nation blieb ihm treu, weil sie den angeblichen Dmitrij für das erkannten, was er wirklich war. Der Pöbel, immer unzufriedener mit der gegenwärtigen Regierung, und nach einer Veränderung derselben lüstern, weil er bei derselben nie et-

was zu verlieren, bei einer neuen aber wenigſtens die Hoffnung hat, zu gewinnen, fieng an, ſich öffentlich für dieſen zu erklären. Dieſem vorzubeugen wandte **Boris** die wirkſamſten Mittel an, die die Religion und die Politik ihm an die Hand geben konnte, und es gelang ihm auch, durch einige wider die Rebellen geſchleuderte Anathemata des Patriarchen eine ſcheinbare Ruhe herzuſtellen; allein ſie glich einer Windſtille, die der Vorbote eines fürchterlichen Sturmes iſt. **Boris** wartete ihn nicht ab, ſondern tödtete ſich ſelbſt mit Gift (den 23. April 1605) aus Verzweiflung, ſich gegen den Betrüger behaupten zu können. So traurig war das Ende dieſes Mannes, den ſelbſt ein **Peter** I. unter die großen Männer zählte, er, der es wiſſen mußte, wie viel dazu gehöre, eine ſo ehrenvolle, aber oft leichtſinnig verſchwendete Benennung Anſpruch zu machen.

Der einzige Prinz des Zar Boris, Feodor, ward von dem Patriarchen und den zu Moskwa befindlichen Bojaren als rechtmäßiger Zar unter der Verwandtſchaft und Regentſchaft ſeiner Mutter erkannt; allein ſeine Regierung dauerte nur ein Paar Monate. Der falſche Demetrius machte immer ſtärkere Progreſſen, und ſelbſt die Zariſche Armee, welche damals bei Kromi ſtand, gieng, auf Veranlaſſen des verrätheriſchen Basmanow, eben deß, welcher ſo treu und tapfer Nowgorod Sewerskoi vertheidigt hatte, zu ihm über, wodurch denn der junge Zar ſeine wichtigſte Stütze verlohr. Seinem Beiſpiele folgten zwei Fürſten Gallizin, deren einer ſich von einigen ſeiner Vertrauten feſſeln, und dem Betrüger überliefern ließ, um dereinſt, im Fall, daß die ergriffene Parthei unterliegen müßte, Zwang vorſchützen und damit ſeine Untreue bemänteln zu können.

Otrepiew begab ſich nunmehr ins Lager der zu ihm übergegangenen Armee, wo er mit allen möglichen Ehrenbezeugungen ehrfurchtsvoll empfangen wurde. Er beſah die von ihr drei Monate hindurch belagerte kleine nichts weniger als veſte Stadt Kromi, und brach in die Worte aus: Jetzt erkenne ich, an dem langen Widerſtande dieſer ſo unbedeutenden Stadt, den Schutz des Himmels, welchen er meiner Sache gewähret. Von hier brach er mit der Armee wider Moskwa auf. Allerwärts wo er ſich zeigte, unterwarf man ſich ihm ohne Bedenken, ſeine nach Moskwa vorausgeſchickten Abgeordneten, wurden von dem aufrühriſchen Pöbel, trotz der Bemühungen des Patriarchen und der dahin ſich geflüchteten Bojaren, mit Freuden gehört; ganz Moskwa empörte ſich zu ſeinem Vortheile, entſetzte den Zar der Regierung, ſchleppte ihn, ſeine Mutter und Schweſter in das Haus, welches Boris einſt als Privatmann bewohnet hatte, ſchloß ſie daſelbſt ein und ſetzte Wache davor. Auch ſchickte man die Fürſten Worotinski und Teliatewski als Deputirte zu Grigori, die mit den Deputirten der donſchen Koſacken zu gleicher Zeit anlangten. Jetzt ſchon konnte man den Haß bemerken, den er wider die Großen gefaßt hatte. Die Koſacken wurden ihm zuerſt vorgeſtellt; die Deputirten von Moskwa hingegen ſo verächtlich behandelt, daß man ſogar den Fürſten Teliatewski ins Gefängniß ſetzte.

Der neue Zar machte den Anfang ſeiner Regierung, noch ehe er in Moskwa einzog, mit Ermordung des Zar Feodor und ſeiner Mutter. Die verwittwete Zarin wurde von den dazu abgeordneten Fürſten Galitzin und Maſſalski ſtrangulirt, und der junge Feodor, nachdem er ſich lange gegen vier Meuchelmörder mu-

Univ. Bibl. München

thig vertheidigt hatte, erſtickt. Schönheit und Jugend retteten ſeiner Schweſter Xenia das Leben. Der Patriarch Hiob ward auf eine ſchimpfliche Art ſeiner Würde entſetzt, und zum gemeinen Mönch gemacht, und die Fürſten Schouiskoi nebſt vielen andern, die am längſten ſich geweigert hatten, Otrepiews angebliche Herrſchaft zu erkennen, zum Tode verdammt; doch ward dieſes Urtheil bei jenen, auf Fürbitte einiger, welche viel Anſehen bei dem falſchen Demetrius beſaſſen, in eine Verweiſung verwandelt. Auch dieſe Verweiſung dauerte nicht lange. Sie wurden in kurzer Zeit völlig begnadigt. Otrepiew dachte damals nicht, daß einer dieſer Fürſten, Waſſilei Iwanowitſch, das vornehmſte Werkzeug zu ſeinem Untergange ſein werde.

Der Betrüger zog nun den 20. Juni in Moskwa feierlich ein. Eine große Menge Perſonen aus den vornehmſten Familien, umgaben ihn, und die ruſſiſche und polniſche Armee machte ſein Gefolge. Die Cleriſei gieng ihm bis auf dem Markt mit dem Kreuze und den Heiligen entgegen. Hier ſtieg er vom Pferde, und gieng in die Cathedral-Kirche, um dem Himmel für ſeine Gelangung zum Throne zu danken. Während daß man ſang und betete, ließen die Polen Trompeten und Pauken erſchallen. Niemals hörte man in Rußland die Töne der kriegeriſchen Inſtrumente ſich mit den Tönen des religiöſen Geſangs vermiſchen. Man ſah dieſe Neurung als eine Verachtung der Religion ſelbſt an, welches das Volk aus dem Taumel ſeiner Freude riß, und zum Mißmuth umſtimmte. Ueberhaupt waren alle Handlungen, welche Otrepiew, nachdem er als Beherrſcher Rußlands erkannt war, unternahm, von der Art, daß den Ruſſen die Augen

nothwendig bald aufgehen mußten, und daß man es als eine ganz natürliche Folge ansehen kann, wenn ihre Liebe, so sie Anfangs für ihn bezeugten, sich in kurzer Zeit in den tödtlichsten Haß verwandelte.

Nicht allein die Gewalt der Waffen, sondern auch das Ansehen der Kirche sollte des Betrügers angemaßte Herrschaft befestigen; er ließ sich deshalb öffentlich zum Zar krönen und salben. Es fehlte an einem Patriarchen, und er wählte dazu den Erzbischof von Resan, einen Mann ohne Treu und Glauben, der blos seinem Ehrgeiz fröhnte. Dieser setzte ihm unter dem Namen Dmitrij Iwanowitsch die Krone auf.

Otrepiew, den nun auch die noch lebende Gemahlin seines angeblichen Vaters Iwans, als Sohn erkannt hatte, der durch eine der seltsamsten Revolutionen sich auf dem äußersten Gipfel der Hoheit, und seinen ganzen Ehrgeiz befriedigt sahe, der von seinem erstaunlichen Glücke ganz berauscht war, und keine Grundsätze kannte, handelte hinfort, nie nach einem überdachten Plane, sondern gieng, trotz seiner ihm sonst eignen Verschlagenheit, höchst leichtsinnig und tollkühn zu Werke. Er überließ sich ungescheut seinen Wollüsten und den zügellosesten Ausschweifungen, schändete die Prinzessin Xrinia und stieß sie hierauf in ein Kloster. Er zog überall die Polen mit Verachtung der Russen hervor, gieng ganz von den russischen Gewohnheiten ab, verschwendete die Einkünfte des Reichs auf die schändlichste Weise, vermählte sich, zum äußersten Mißfallen der Russen, mit des polnischen Wojewoden Mnischek Tochter, Maria, und machte Anstalt, seinem, den Polen geleisteten Versprechen gemäß, die Römisch-Catholische Religion in Rußland einzuführen

und verſchiedene anſehnliche Provinzen den Polen einzuräumen. Um die Ausführung dieſes Vorhabens zu erleichtern, ſollten bei einem anzuſtellenden Feſte, alle vornehme Ruſſen, und ein groſſer Theil des Moskowſchen gemeinen Volks von den Polen und Koſacken niedergehauen werden. Die Ruſſen ließen ihm aber nicht Zeit, dieſen ſaubern Entwurf in Wirklichkeit zu bringen. Sie hatten ſchon laut über ſein ſchlechtes und unbeſonnenes Betragen gemurrt. Ostrepiew erfuhr es, und machte dennoch keine Anſtalten zu ſeiner Sicherheit, vermuthlich, weil er im Taumel ſeines Glücks ſich nicht einbildete, daß ein gänzlicher Aufſtand ſo nahe ſei.

In der Nacht vorher, da Ostrepiew ſein Mordſpiel mit den Ruſſen aufführen wollte, (den 17. Mai 1606) verſammelte Schouiskoi ſeine Verwandte, Freunde und deren Knechte. Er ſprach mit Heftigkeit, und entflammte den Haß eines jeden wider den nichtswürdigen Betrüger. Dieſer verlaufne Mönch, ſagte er, hat die heiligen Gebräuche ſeines Ordens und den Glauben unſerer Väter angetaſtet; es iſt Zeit, daß wir den Staat und Gott ſelbſt rächen. Alle gaben ihm Beifall, und ſchwuren, daß ſie bereit wären, für das Vaterland und die Religion zu ſterben. Sie ergreifen die Waffen, ziehn die Sturmglocke; das Volk drängt ſich um ſie her, und beſchlieſt den Tod des Betrügers mit eben dem Leichtſinn, mit dem es ihm als Zar anerkannt hatte.

Dmitrij lag im tiefen Schlaf. Seine Wache beſtand nur aus dreiſig Mann. Hätte er auf die Warnungen geachtet, die man ihm gab, und ſeine gewöhnliche Bedeckung von Polen und Koſacken bei ſich behalten, ſo würde es ihm ein leichtes geweſen ſein, die Em-

pörer zu zerſtreuen und die Ruhe wieder herzuſtellen. Sie aber koſtete ihm ſeine Sicherheit das Leben.

Ein Theil der Empörer umringten die Häuſer, die die Polen bewohnten, die übrigen führte Schuiſkoi, den Degen in der einen, das Kreuz in der andern Hand, nach dem Zariſchen Pallaſt. Baſmanow, der die Nacht um Otrepiew war, hörte die Sturmglocke und das Empörung ankündigende Geſchrei des herannahenden Volks. Er weckte den Zar, welcher durch Drohungen den Auflauf zu ſtillen verſuchte; hiedurch aber grad das Gegentheil bewürkte; voll Furcht und Beſtürzung flüchtete er in ſein Zimmer zurück. Sein Vertrauter Baſmanow, ward zum lohn ſeiner Bemühungen, das Volk zu beſänftigen, von einem gewiſſen Tatiſchew, der ihm Leben und Freiheit zu verdanken hatte, niedergeſtoßen. Der wüthende Haufe fiel über ihn her und verſetzte ihm unzählige Stiche. Otrepiew bergte endlich Muth von der Verzweiflung, drang unter das Volk, tödtete viele, zog ſich aber, da er nicht durchkommen konnte, mit einigen ſeiner Trobanten in den hintern Theil ſeines Pallaſts zurück. Hier ſuchte er überall einen Ausweg zur Flucht, fand ſie aber alle von Revoltiſten beſetzt. Endlich erblickte er ein Fenſter, das in den Hof eines Privatmannes ging, aus welchem er, da er keine andere Rettung für ſich ſah, hinausſprang, im Fallen aber ein Bein zerbrach. Sein Geſchrei, das ihm der Schmerz auspreßte, verrieth ihn; er wurde wieder aufs Schloß gebracht, wo er den daſelbſt verſammelten Bojaren ſeinen Betrug geſtand. Hierauf überlieferte man ihn dem Volke; einer aus demſelben erſchoß ihn, und der Pöbel mißhandelte ſeinen Körper auf die grauſamſte Weiſe.

So tragiſch endigte ſich die Regierung des falſchen Dmitrij, nachdem ſie beinahe ein ganzes Jahr gedauert hatte.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß bei einem ſo allgemeinen Aufſtande, und bei der Erbitterung der Ruſſen, viele Ausländer ſowohl, als ſelbſt Einheimiſche, die dem Otrepiew anhiengen, ihr Leben einbüßten; und es iſt bloß der Mäßigung des Knäs Schuiskoi zuzuſchreiben, daß nicht alle Polen ermordet wurden. Der ganze Tumult dauerte kaum acht Stunden, und gleichwohl kamen gegen 2000 Perſonen dabei um, unter welchen ſich über 1000 Muſikanten und verſchiedene fremde Kaufleute befanden, welche Otrepiews Vermählung herbei gezogen hatte.

Mazeppa und Romodanowski.

Es ſcheint, daß Peter der Große bei dem Vertrauen, das er auf dieſe Männer ſetzte, nicht ſowohl ihre Anhänglichkeit an ihn, als vielmehr ihre Begrenztheit und die daraus entſpringende Unfähigkeit, ehrſüchtige Pläne zu entwerfen und auszuführen, die freilich bei Mazeppa nur anſcheinend war, in Anſchlag brachte.

Dieſer Mazeppa war ſchon unter Sophiens Adminiſtration vom General, Fürſten Golizin zum Hetmann der Koſacken in klein Rußland ernannt worden. In ſeiner Jugend war er Page am polniſchen Hofe geweſen, und hatte ſein ganzes Leben hindurch, obſchon er von ſelbigem ſeiner ſchlechten Aufführung wegen mit Schimpf und Schande war gejagt worden, viel Nei-

gung für ihn behalten, die er aber so meisterlich zu verbergen wußte, daß er sogar Peter den Großen, der sonst seine Männer sehr gut kannte, täuschte, und sich in dessen Achtung und Zutrauen so vest setzte, daß er ihm den Andreas-Orden ertheilte, und zu seinem geheimen Rathe ernannte. Die Treue und Ergebenheit, welche er zwanzig Jahre für Rußland hatte blicken lassen, und der Muth, mit dem er bei mehreren Gelegenheiten dieses Reich vertheidigte, setzte ihn über allen Verdacht hinweg. Er war noch nicht sechszig Jahr alt, als er schon mit allen Schwachheiten des höchsten Alters zu kämpfen schien. Sein wankender Tritt, sein öfteres Niedersetzen, seine Mattigkeit, seine Krankheiten und der häufige Besuch der Aerzte bei ihm, liessen nichts weniger als einen Ränke- und Planvollen Menschen in ihm vermuthen. Eben so wenig schien in seinem Charakter etwas gefährliches zu liegen. Einfachheit, Offenheit und Unfähigkeit zu aller Verstellung schienen die Grundsätze desselben zu sein. Unter dieser Maske drang er in die Geheimnisse der andern, las sie in ihren Augen und enträtselte sie aus zufällig hingeworfenen Worten, die man um so weniger in seiner Gegenwart abwog, weil er selbst ganz unbefangen schien. Der Trunk galt damals in Rußland unter den gesitteten Ständen noch für kein Laster; demohngeachtet hütete sich Mazeppa, demselben etwas über sich einzuräumen; um sich aber der geheimen Gesinnungen seiner Gäste zu bemeistern, vermied er jeden Schein der Nüchternheit, und schien unter allen der Berauschteste zu sein. Seine Umgänglichkeit, sein einnehmendes Betragen, seine Großmuth, seine scheinbare Redlichkeit, machten ihn liebenswürdig. Es mangelte ihm nicht an Kenntnissen,

deren Werth er durch geheuchelte Religiosität noch zu erhöhen suchte. Er bauete steinerne Kirchen, die ihm große Summen kosteten, und beschenkte sie reichlich. Kurz er schien an nichts, als an jenes Leben zu denken; da er doch im Grunde nur mit den Planen seines Ehrgeizes beschäftigt war, deren Ausführung für den sechszigjährigen Hetmann noch so starken Reiz hatte, daß er sich nicht schämete, den Abend seines Lebens durch den schändlichsten Undank und die niedrigste Treulosigkeit zu schwärzen, um sich auf Kosten seines Wohlthäters durch Carls XII. Hülfe zum unbhängigen Herrn der Ukraine zu machen.

Das, was Mazeppa nur schien, war der Fürst Feodor Romodanowski wirklich; ein Mann ohne alle Verstellung und von unbestechbarer Redlichkeit. Seine geprüfte Ergebenheit für den Zar, seine Strenge, seine Beschränktheit, die Mittelmäßigkeit seiner Talente, die ihn zu intriganten ehrsüchtigen Unternehmungen unfähig machten, waren grade die Eigenschaften, durch die er Peter dem Großen bei so vielen Gelegenheiten unentbehrlich wurde. Er war hart, und immer bereit zu strafen. Er sah nie die Möglichkeit ein, daß ein Angeklagter unschuldig sein könne. Wenn man ihn fragte, warum er den oder jenen foltern ließ, so gab er zur Antwort: er muß wohl ein Verbrecher sein, weil er hier ist. Auf seine Rechtspflege hatte nie das Ansehen der Person Einfluß.

Ein Mathematiker hatte einst die Anzahl von Ziegeln, die in einem großen Haufen enthalten waren, durch Rechnung herausgebracht. Eben wollte ihn Romodanowski als einen Hexenmeister zum Tode verurtheilen, als der besser Unterrichtete noch zeitig genug sich

ins Mittel schlug, den Gelehrten zu retten. Der rauhe Barbar wollte, daß schon das Aeußere ihn für den ankündigen sollte, der er war. Er hielt in seinem Hause einen außerordentlich großen Bären, der dazu abgerichtet war, dem Fremden ein Glas Brandwein mit Pfeffer zu präsentiren. Schlug man es aus oder fuhr erschrocken zurück, so galt es der Peruke und den Kleidern die alsdann der seines Herrn würdige Kammerdiener zerzauste.

Dieser Romodenowski war es, dem Peter, wenn er abwesend war, einen großen Theil der Regierungsgeschäfte übertrug; dem er über seine kriegerischen Expeditionen Rapport abstattete, wie ein General seinem Fürsten; von ihm ließ er sich die Belobungen und Avancements ertheilen; er stellte bei den verschiedenen Triumphzügen Peters die Person des Kaisers vor.

Arglist und Heimtücke, die Klugheit des uncultivirten Menschen.

Der ganz rohe Mensch kennt nichts vorzüglicheres, als Stärke des Körpers. Fängt er es an zu fühlen, daß er auch eine Seele hat, so schätzt er dieser ihre Kräfte nur, in so fern auch sie beitragen zu Erreichung des Endzwecks, welchen er vorher mit der gewaltigen Faust zu erreichen suchte, zu Unterdrückung seines Feindes und zur Sicherheit für sich. Daher legen alle Völker, im ersten Anfange ihrer Cultur, der List einen so hohen Werth bei. Die Art derselben und die Wahl der Mit-

tel kommt nicht in Betracht. Genug, wenn sie ihre Absicht erreicht! So lange der Mensch nach seinem höchsten Ruhm ins Morden setzt, wie sollte er sich aus der Grausamkeit, die bei seinen Ränken etwa mit unterläuft, ein Gewissen machen? Homer preist einen der Lieblingshelden seines Volks, Ulysses, immer unter dem Beinamen des Verschlagnen. Die hebräischen Geschichtbücher erzählen es ganz unbefangen, daß Ehud den König Eglon hinterlistig erstach, und daß Samson durch 300 Schakals, die er mit Feuerbrändten ins Getraide der Philister schickte, sich eben so hart als ausgedacht rächte. Solche Thaten müssen durchaus nicht nach dem moralischen Maaßstabe unserer Zeit beurtheilt werden; so richtig auch dieser an sich ist. In fremde ferne Zeiten, auf die Kindheitsstufen der Moralität, müssen wir uns versetzen können, wofern wir nicht in der Geschichte überall zweifeln, oder überall nur — schimpfen wollen. Hier einige Züge aus der russischen Geschichte.

Oleg war von Rurik, dem Stammvater einer langen ununterbrochenen Reihe russischer Großfürsten zum Regenten und Vormund seines vierjährigen Sohnes Igor verordnet. Kaum sahe er sich im Besitz der ihm anvertrauten Macht, als er auch schon auf Eroberungen dachte. Das Beste seines Pupillen diente ihm zum Vorwand, und das Glück seiner Waffen zur Rechtfertigung seiner eroberungssüchtigen Unternehmungen. Schon hatte er sich Smolensk und Lubecz unterworfen, und ihren Bewohnern Befehlshaber aus seinem Gefolge gesetzt. Allein dies gnügte ihm nicht. Er wollte auch Herr von Kiew sein; denn der Besitz dieser Stadt öffnete ihm eine Aussicht zu weit größeren Unternehmungen. Doch trug er Bedenken, sie anzugreifen; ihre

Mauern flößten ihm Respect ein, und er wollte nicht die Ausführung seines Plans der Entscheidung der Waffen überlassen. Er nahm also seine Zuflucht zur List. Der größte Theil seiner Truppen mußte zurückbleiben, und die andern versteckte er in die Fahrzeuge, die er auf dem Dneper mit sich führte. Hierauf schickte er in die Stadt, und ließ den beiden mit Rurik aus Warägien gekommenen Brüdern Oskold und Dir, beider Bojaren, die sich in dieser Stadt niedergelassen, und die Beherrscher geworden waren, sagen: es sei ein Kaufmann und Unterthan von Oleg und Igor angekommen, um in Handlungsgeschäften nach Konstantinopel zu gehen; sie möchten so freundschaftlich sein, zu ihrem Landsmanne herauszukommen, weil eine Unpäßlichkeit ihn verhindere, sie zu besuchen. Die Fürsten hatten nicht das mindeste Mißtrauen; sie hielten's nicht einmal für nöthig, ein starkes Gefolg mitzunehmen. Kaum waren sie aber angekommen, als Olegs Soldaten aus den Fahrzeugen hervorsprangen und sie umringten. Oleg selbst ergriff den kleinen Igor, nahm ihn in seine Arme, wahrscheinlich um seiner That den Anstrich von Sorge für das Interesse seines Mündels zu geben, und rief mit wildem und zornigem Blick: Ihr seid weder Fürsten, noch aus fürstlichem Geschlecht; und hier ist Ruriks Sohn. Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als die Soldaten über die beiden Brüder herfielen und sie vor Olegs Augen niederhieben.

Diese Rohheit der Moral der noch uncultivirten Russen wird noch auffallender in der Geschichte der Großfürstin Olgha. Nach dem mit den Griechen geschlossenen Frieden ließ der Großfürst Igor sich von seinen beutegierigen Soldaten verführen, die ihm zinsbaren

Drewier mit gewaffneter Hand zur Vermehrung ihres Tributs zu zwingen. Es gelang ihm; aber auf dem Rückwege fand er, daß er ihnen noch mehr hätte abnehmen sollen. Mit wenigen Soldaten (um nicht vielen abgeben zu müssen) gieng er nochmals zu dem unterdrückten Volke und machte neue Forderungen. Aufgebracht durch die zeitherigen Erpressungen, und muthig bei dem Anblicke seines kleinen Heeres, entschlossen sie sich, der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen; und Igor ward nebst seinen Soldaten von ihnen erschlagen.

Nach unserer Moral war sein Tod verdient, aber nicht nach dem Staatsrecht barbarischer Zeiten, wo der Stärkere alles thun darf, was er thun kann. Und die Moral jener Zeiten — eben sie war es, welche von der Olgha als Pflicht forderte, was wir als Verbrechen gegen die Menschheit verabscheuen. Keine Pflicht gegen den lebenden Vater und Gatten war heiliger, als die Rache wegen des gewaltsam Getödteten. Igor war von den Drewiern ermordet — mit Recht oder mit Unrecht — das galt der Bluträcherin gleich. Sie erfüllte ihre Schuldigkeit im fürchterlichem Maaße.

Die Drewier schickten eine Gesandtschaft von zwanzig ihrer Vornehmsten an Olgha, mit dem Vorschlage: an die Stelle des erschlagnen raubsüchtigen Igors ihren besser gesinnten Fürsten Mal zu ehelichen. Dürstend nach Rache, schon wegen des Todes ihres Gemahls, ward Olgha durch einen solchen Antrag noch mehr aufgebracht; aber um ihrem Zorne desto vollere Gnüge zu leisten, verbarg sie ihn. Gehet nur wieder zurück, sprach sie, in eure Fahrzeuge, (sie waren den Dneper heraufgekommen) morgen werde ich euch feierlich einholen lassen. Zugleich sagte sie ihnen, sie sollten denen,

die sie abholen würden, nicht anders folgen, als wenn sie in den Fahrzeugen sie tragen würden. So auffallend eine solche Ehrenbezeugung uns scheint, so wenig konnte sie damals verdächtig sein. Der Geschmack eines barbarischen Zeitalters findet jede Feierlichkeit um so größer, je unnatürlicher sie ist, und die Gesandten konnten also in diesem Aufzuge nichts anders finden, als daß Olgha sie vor dem ganzem Volke recht hoch ehren wolle. Als denn nun am andern Tage die Boten zu ihnen kamen, erklärten die Drewier: „Wir kommen „nicht zu Fuße, wir kommen nicht zu Pferde; ihr müs„set uns in unsern Fahrzeugen auf euren Köpfen tra„gen." Die Kiewer erwiederten: unser Fürst ist erschlagen, unsre Fürstin soll eurem Gebieter zu Theil werden; wir gehorchen! So gieng der Zug auf die verlangte Art vor sich; Olgha erwartete ihn in ihrem Pallaste. Vor demselben hatte sie eine tiefe Grube machen lassen; die Gesandten näherten sich derselben; sie gab Befehl, und die Träger warfen die Drewier hinein. Mit grausamen Spott fragte die Fürstin: werdet ihr nicht herrlich bewirthet? Unser Tod ist härter als Igors, seufzten die Unglücklichen, die man schon mit Erde zu bedecken anfieng; und dieses Geständniß war der Triumph der Rache, welche bei einem rohen Volke dann am meisten geschätzt wird, wenn sie über die Gränze der gleichen Vernunft am weitesten hinausgeht.

Bei dem Hasse zwischen den Russen und Drewiern konnte es nicht schwer sein, das Schicksal der ersten Gesandten zu verheimlichen; Olgha schickte Boten zu ihren Feinden, und forderte eine Verstärkung der ersten Anzahl durch die Angesehensten des Landes, damit sie in desto größrer Pracht erscheinen könne, auch um Schutz

zu haben, wofern die Kiewer ihrem Abzug sich widersetzen sollten. Dem Verlangen wurde gewillfahret; und auch diese Opfer, funfzig an der Zahl, brachte sie dem Schatten des gemordeten Igors zur Sühne. Ehe sie sie von sich ließ, befahl sie nach Landessitte, für dieselben ein Bad zu bereiten, und — verbrannte sie darinn. Sie mußte die erste Gelegenheit nützen, sie aus dem Wege zu räumen, weil das erste Geschäft der Abgesandten doch ohne Zweifel in der Aufsuchung ihrer Vorgänger bestanden hätte. Nun hatte sie eine Hauptabsicht erreicht, die Drewier durch den Verlust ihrer angesehnsten Männer zu schwächen. Ehe sie aber sich als erklärte Feindin zeigte, wagte sie noch einen kühnen Versuch der Heimtücke. Mit einem kleinen Gefolge, das aber aus den tapfersten ihres Volks bestand, machte sie sich auf den Weg nach der Stadt, wo Igor erschlagen worden war. Auf die Erkundigung der Drewier nach den Gesandten, gab sie zur Antwort: sie kämen mit der Armee nach: vorläufig wollte sie die Todtenfeier ihres Gemahls vor der Stadt halten. Sie lud deshalb eine Menge Einwohner zu sich aus der Stadt heraus, zu einem großen Gastmahl. Ihre Russen durften an den Lustbarkeiten nur in so weit Antheil nehmen, als nöthig war, die Gäste trunken zu machen; sich selbst aber bei Besonnenheit zu erhalten. Während dem reiste sie heimlich weg, und nachdem der Meth und der Schlaf sich vereinigt hatten, die Betrogenen völlig wehrlos zu machen, fielen die Russen über sie her und ermordeten einige Tausend.

Olgha kehrte nach Kiew zurück, und wahrscheinlich hinderte sie die Jahreszeit, den nunmehr offenbar erklärten Krieg wider die Drewier sogleich anzufangen.

Im folgenden Jahre aber 946, brach sie mit einer zahlreichen Armee gegen sie auf; es kam zum Treffen, und die Russen siegten so, daß die Drewler sich in die Städte flüchten mußten. Olgha belagerte Korosten, die Hauptstadt, vor deren Thoren Igor geblieben war. Ein ganzes Jahr gieng fruchtlos vorüber, denn die Stadt war durch Natur, Kunst und Ueberfluß an Lebensmitteln haltbar, und die Einwohner vertheidigten sich mit aller Stärke jener Verzweiflung, welche nur zwischen Sieg und Tod die Wahl hat. Während dem hatte die Fürstin sich durch abgeschickte Haufen des platten Landes bemächtiget, und entwarf einen neuen Plan, in der Manier, die seither schon ihr so geglückt war.

Sie ließ den Einwohnern vorstellen, warum sie so hartnäckig das Elend der Belagerung sich verlängerten, da alle ihre Landsleute sich unterworfen hätten? Von Rache hätten sie nichts mehr zu fürchten, da Igors Mord schon genug gebüßt sei. Sie wisse wohl, daß es ihnen an Meth und Grauwerk (sonst der gewöhnliche Tribut) jetzt fehle; aber es sei ihr um Tribut auch nicht wegen des Werthes zu thun; sie verlange ihn nur bloß als das Zeichen der Unterwerfung. Man solle ihr aus jedem Hause drei Tauben und drei Sperlinge schicken. Mit Freuden bewilligten die Korostener eine so billige Forderung; und Olgha erklärte: am folgenden Tage wolle sie von der Stadt abziehn. Nun theilte sie die Tauben und Sperlinge unter die Soldaten aus, mit der Anweisung: jedem Vogel ein Stück Lunte mit Schwefel unter dem Schwanz zu flechten. Mit Einbruch der Nacht wurden die Lunten angezündet, und man ließ die Tauben und Sperlinge fliegen. Diese nahmen den Weg in die Stadt nach ihren Nestern, und

ſetzten dadurch die Hütten, woraus ſie beſtand, in Flammen. Während daß die unglücklichen Einwohner dem Feuer durch die Flucht zu entrinnen ſuchten, gab die noch immer Rache dürſtende Olgha Befehl zum Angriff. Es entſtand ein fürchterliches Gemetzel, welches einen ſehr großen Theil der Drewier wegrafte; die übrigen wurden von den Siegern zu Sclaven gemacht; nur wenige vom gemeinen Volke ließ ſie in der verheerten Stadt, mit Auflegung eines ſchweren Tributs. So ſchrecklich ward der Tod eines Despoten gerochen, den er durch ſeine unerſättliche Habſucht ſich ſelbſt zugezogen, und in jeder Rückſicht verdient hatte.

Weniger barbariſch aber doch immer charakteriſtiſch für vermeinte Unſchädlichkeit des Betrugs, iſt ein Zug aus der Eroberungsgeſchichte Sibiriens, deren Skizze hier nicht am unrechten Orte ſein dürfte, weil der vorhergegangene Beſitz von Sibir Tſchulkows treuloſe That einigermaßen zu rechtfertigen ſcheint. Schon zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts bemeiſterten ſich die Ruſſen eines Stücks von Sibirien, vom Jugriſchen Gebirge bis an den Ob, und vom Eismeere bis an den Fluß Konda. In der Folge machte ſich Iwan Waſſiljewitſch verſchiedene ſibiriſche Völker zinsbar, wozu ein gewiſſer Anika Stroganow, der in dem Lande der Sirjänen wohnte, die erſte Veranlaſſung gab. Unter der Regierung eben dieſes Zars ſchwärmten die donſchen Koſacken an der Wolga herum und verübten viele Grauſamkeiten. Iwan ſchickte 1577 Truppen wider ſie, welche viele von ihnen tödteten, eine beträchtliche Anzahl gefangen nahmen, und die übrigen zerſtreuten. Die Gefangenen wurden auf des Zars Befehl mit empfindlichen Martern hingerichtet. Ein gewiſſer Jer-

mak Timofejew, ein kühner und tapferer Mann, war der Anführer einer solchen Räuberbande. Das Schicksal seiner Mitbrüder machte ihn behutsam, zumal da er hörte, daß auch wider ihn ein Corps Russen im Anzuge wäre. Er machte sich mit seinen Leuten, ohngefähr 7000 an der Zahl, aus dem Staube nach Norden zu, und gerieth auf den Einfall, einen Versuch auf Sibirien zu wagen. Er that es wirklich, schlug siebenmal mit den Tartarn, und erfocht, insonderheit das letztemal, am 23. October 1581 über Kutschum-Chan, damaligen Beherrscher Sibiriens, einen vollkommenen Sieg. Nach dieser Niederlage verließ Kutschum seine Residenz Sibir, und machte sich auf die Flucht. Jermak hielt seinen Einzug in Sibir, und machte sich allmählig einen sehr großen Theil Sibiriens unterwürfig. Indessen getraute er sich nicht, da ihm nur sehr wenig Leute, auf die er sich verlassen konnte, noch übrig waren, allein sich zu behaupten. Er trug daher dem Zar seine Eroberungen unter der Bedingung an, daß er wegen der Verbrechen, die er als Chef von einem Chor Straßenräuber begangen hatte, völlige Verzeihung erhielte. Iwan nahm dies Anerbieten an. Sibirien kam also schon damals größtentheils unter russische Hoheit. Jermak setzte seine Eroberungen im Namen der Russen noch eine Zeitlang fort, und Iwan schickte 1583 den Knäs Semen Bolchowskoi, als ersten russischen Wojewoden, mit 500 Mann nach Sibirien ab. Man mußte beständig unter den Waffen sein, beständig einen kleinen Krieg führen, weil Kutschum-Chan noch immer einen großen Anhang hatte, und verschiedene Völkerschaften sich nicht gutwillig dem russischen Scepter unterwerfen wollten. In der Nacht vom 5ten auf den 6ten

August 1584 überfiel Kutschum-Chan die zu sichern Russen am Irtisch, und machte alle, die sich auf die am Ufer stehenden Fahrzeuge retten konnten, nieder. Jermak Timofejew ertrank. Nach diesem Vorfalle verließen die Russen, die kaum noch 150 Mann stark waren, Sibirien, weil sie sich daselbst nicht mehr sicher hielten. Kutschum nahm es in Besitz, und machte seinen Sohn Aloi zum Commendanten der Stadt Sibir. Dieser konnte sie aber nicht lange behaupten. Seid Schach ein Nachkomme der ehemaligen Beherrscher von Sibir, die Kutschum vertrieben hatte, verjagte ihn aus selbiger und nahm sein väterliches Erbe wieder ein. Indessen hatte Zar Feodor Iwanowitsch, weil man erwähnten Vorfall in Rußland noch nicht wußte, 1585 einen neuen Wojewode, Iwan Namsurow, mit 100 Mann, und einiger Artillerie nach Sibirien abgeschickt; der trat aber den Rückweg an, so bald er von dem Unglück der Russen Nachricht bekam. Man ließ jedoch in Rußland durch den letztern widrigen Erfolg den Muth nicht sinken, sondern machte vielmehr die ernstlichsten Anstalten zur Wiedereroberung Sibiriens, und war hierinnen glücklich. Man schickte unter dem Commando der beiden Wojewoden Sukin und Tschulkow neue Truppen hin, legte verschiedene Städte an, als Tjümen, Tobolsk, Loswa, Beresow und andere, so daß die unruhigen Einwohner verschiedener Districte mit Gewalt zum Gehorsam gebracht, und die Herrschaft des Seid-Schach, der sich in Sibir befestigt hatte, immer begränzter wurde. Dieser setzte ihrer Ausbreitung wahrscheinlich deswegen keine Hindernisse entgegen, weil er sie, als Feinde des Kutschum, für seine Freunde hielt. Unterdessen war er doch nicht ganz sorgenlos für

seine Sicherheit gewesen, sondern hatte mit einem gewissen Murza Kuratscha, dessen Tapferkeit die Russen sonst schon erfahren hatten, und einem Prinzen des Chans von der Kasatschia Orda, oder den Kirgisischen Kosacken, ein enges Bündniß geschlossen. Einst giengen diese Fürsten mit einem sehr großen Gefolge auf die Jagd, und kamen in ihren Streifereien bis vor Tobolsk. Der Wojewod Tschulkow lud sie zu einem Mittagsmal in die Stadt ein. Sie trugen Bedenken, diese Einladung anzunehmen, und wollten sich nur unter der Bedingung dazu entschließen, daß ihr ganzes Gefolge mit eingelassen würde. Allein man stellte ihnen vor, daß dies nicht ohne einige Inconvenienzen geschehen könne, und versicherte sie hoch und theuer, daß sie nicht das geringste zu befürchten hätten. Die Fürsten gaben endlich, mehr durch Tschulkows Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen, als durch seine Gründe bewogen, nach. Sie giengen in die Stadt, und nur hundert Mann durften ihnen folgen. Sie wurden daselbst mit vielen Ehrenbezeugungen überhäuft, und sehr gut bewirthet; nichts schien ihnen verdächtig. Unterdessen reuete doch dem Seid-Schach seine Unvorsichtigkeit, und er wurde darüber nachdenkend. Tschulkow machte ihm deswegen Vorwürfe, und sagte im Scherz, daß irgend ein Plan wider Rußland die Ursach seines Nachdenkens sei. Seid-Schach will diesen Verdacht von sich entfernen; allein man will, daß er sich mit dem Glase in der Hand rechtfertige. Er weigert sich; man lacht, man dringt in ihn und läßt einen großen mit Wein gefüllten Pokal herbei bringen, welchen er zum Beweis seiner Unschuld, und zur Versieglung ihrer Freundschaft austrinken soll. Seid-Schach, ein strenger eifriger Muhamedaner,

ſträubt ſich dagegen, und der Scherz wird Ernſt. Tſchulkow macht ihm die bitterſten Vorwürfe, behauptet, daß er durch ſein Sträuben böſer Abſichten wider den Staat überführt ſei, läßt Ketten herbei bringen, und ihn und die zwei andern Fürſten feſſeln. Ihre ganze Begleitung wurde niedergemacht. Das Geſchrei der Unglücklichen drang über die Ringmauern der Stadt; alles floh. Sibir wurde verlaſſen, und die ganze Gegend um Tobolsk unterwarf ſich der ruſſiſchen Oberherrſchaft. Die Fürſten wurden nach Moskwa geſchickt, wo ihnen der Zar Ländereien anwieß, wovon ſie anſtändig leben konnten.

Gerichtliche Zweikämpfe.

Die Gewohnheit, ſeine Rache durch einen Zweikampf zu befriedigen, oder durch ihn ſeine Unſchuld, oder ſein Recht oder ſeine Ehre oder überhaupt die Wahrheit zu beweiſen, iſt beinahe eben ſo alt als die Geſchichte der Menſchheit. Der Mangel der Geſetze machte ſie in den frühſten Zeiten nothwendig, und ein falſcher Begriff von Ehre, unterſtützt von ihrer vernünftigen Einrichtung und Ausführung, wenn anders Irrthum und Vernunft in Verbindung gebracht werden können, prieß ſie in der Folge ſo rühmlich, daß ſie lange nach Einführung des Chriſtenthums, über Religion, Vernunft, geiſtliche und weltliche Verordnungen triumphirte.

Der Zweikampf ſcheint anfänglich nichts als die letzte mögliche Einſchränkung der Selbſtrache geweſen zu ſein.

Moses wagte es nicht, diese ganz aufzuheben, vielmehr ließ er ihr ihren Lauf, und setzte derselben die Freistätte entgegen. Die späten Juden mochten sich bis zu Sonnenuntergang selbst rächen dürfen. Die Deutschen konten sich bis zur dritten Sonne selbst Recht schaffen, ohne dadurch den Landfrieden zu brechen. Der bei den Russen üblichen Selbstrache setzte Großfürst Jaroslaw I. Wladomirowitsch die Habsucht entgegen. Und zeigte dadurch, daß er Leidenschaft gegen Leidenschaft abwog, eine Menschenkenntniß die man in damaligen Zeiten nicht vermuthen sollte. Er stellte seinen Unterthanen frei, die Ermordung ihrer Verwandten, entweder durch die Tödtung des Mörders selbst zu rächen, oder sich von diesem vierzig Griwen dafür bezahlen zu lassen. Aber bei allen diesen Einschränkungen behielt der Beleidigte doch mehrentheils das Recht, seinen Feind mit ungleicher Gewalt und mit ungleichen Waffen zu überfallen, und wenn er seiner mächtig wurde, nach Willkühr zu behandeln. Um diesen und andern ähnlichen Ausbrüchen der Selbstrache vorzubeugen, aber doch der Natur ihr Recht zu lassen, schränkte man sie auf einen förmlichen und feierlichen Zweikampf unter obrigkeitlicher Aufsicht ein.

Wenn diese Zweikämpfe in Rußland ihren Anfang genommen, ist schwer zu bestimmen; doch findet man schon in dem allerältesten Zeiten Spuren von ihnen. In dem vom Zar Iwan Wassiljewitsch 1550 publicirten Gesetzbuche wurden die dieserhalb wahrscheinlich noch von Jaraslaw I. herrührende Anordnungen theils bestätigt, theils neue hinzugefügt. Sie wurden auf alle Arten gerichtlicher Streitigkeiten, die zu sehr verwickelt waren, und mithin die Entscheidung schwer

machten, ausgedehnt. Der Richter verlohr dadurch von seinen Gebühren nichts; sie wurden vielmehr noch erhöht. So werden z. B. im elften Artikel dieses Gesetzbuchs dem Okolnitschei ein Poltin, und für die Rüstung desjenigen, der verlohren hat, drei Rubel, dem Djak ein Quartrubel, dem Nadeltschick ein Poltin, und vier Altinen weniger zwei Dengas, (elf Kopeken) dem Schreiber zwei Dengas zuerkannt. Wenn aber eine Parthei nicht Stich hielt, sondern davon lief, so durften sie nur die Gebühren verlangen, die sie bei gewöhnlicher Abmachung der Sache, nehmlich zehn Kopeken von einem Rubel bekämen.

Nach dem dritten Artikel mußten die Sachwalter und der Bürge einer jeden Parthei auf dem Kampfplatze ohne Gewehr oder Knüttel gegenwärtig sein; fremde Zuschauer durften gar nicht eingelassen werden. Auch mußten beide Partheien gleiche Waffen haben, und gleichgeschickt im Fechten sein, so daß nie ein geschickter Fechter mit einem ungeschickten oder unerfahrnen sich in einen Zweikampf einlassen durfte, falls es letzterer nicht durchaus verlangte. Diese Billigkeit der russischen Kampfgesetze findet man fast bei allen nordischen Nationen. Ungleichheit des Alters, der Kräfte, des Standes war hinreichend die eine oder die andere Parthei von der Nothwendigkeit des Kamptes zu entbinden. Dies scheint auch die Ursache gewesen zu sein, daß beiden Theilen erlaubt wurde, fremde Fechter für sich fechten zu lassen.

Die Waffen konnten die Kämpfer nach Belieben wählen; Schießgewehr und Bogen ausgenommen. Ihre Bewaffnung bestand gewöhnlich in einem einfachen, oder gedoppelten länglichen Panzerhemde, einem

Brustharnische, Armenschienen und Helme. Die Waffen mit denen sie sich schlugen, waren Spieße, Streitärte, und eine Art von Dolch, oder vielmehr ein an beiden Enden spitziges Eisen, dessen sie sich mit so vieler Geschicklichkeit zu bedienen wußten, daß es ihnen weder im Fechten hinderlich war, noch ihnen aus der Hand fiel.

Sie fiengen den Zweikampf mit dem Spieße an, und griffen hierauf zu andern Waffen. Jede Parthei hatte ihre Secundanten, die dem Kampfe als Zuschauer beiwohnten, und mit keinem andern Gewehr, als einen Stocke versehen waren, dessen sie sich zuweilen bedienten, wenn der Secundant der einen Parthei sahe, daß man diese unbillig behandelte. Er lief dann hinzu, um dem abzuwehren; der andere säumte ebenfalls nicht; und der Streit endigte sich gemeinhin mit Balgen und Raufen.

Die Russen zogen im Kampf mit Ausländern gewöhnlich den Kürzern. So stieß einst ein junger Litthauer von ohngefähr 26 Jahren, einen Russen nieder, der mehr als zwanzigmal in dergleichen Duellen glücklich gewesen war. Dies verursachte einen Befehl, daß hinführo kein Ausländer sich unterstehen sollte, sich mit einem Russen in ein Gefecht einzulassen. Der Grund lag wohl in der schweren unbehülflichen Rüstung der Russen; dahingegen die Ausländer leicht bewaffnet waren, und mithin mit mehr Behendigkeit den Feind angreifen und verletzen konnten. Besonders ließen sie den Russen sich nie zu nahe auf den Leib kommen, weil sie seine ungleich stärkere Knochen und schwere Fäuste kannten, ermatteten ihn daher durch Ausparriren ab, und wurden so seiner bald Meister.

Aber nicht allein gerichtliche Streitigkeiten wurden durch den Zweikampf entſchieden, ſondern man ließ auch zuweilen den Ausgang eines ganzen Feldzugs auf ihn ankommen. Die Geſchichtſchreiber des rußiſchen Reichs führen verſchiedne Beiſpiele davon an, die, wenn ſie auch unerweislich ſind, doch ſo viel wenigſtens beweiſen, daß dergleichen Zweikämpfe nicht unerhört bei den Ruſſen waren. Eins der merkwürdigſten erzählt Neſtor, das freilich vielen Mönchsgeiſt athmet, und in welchem die Copie von David und Goliath unverkennbar iſt, das aber demohngeachtet ſeines dichteriſchen Colorits wegen, noch nicht zum Roman herabgewürdigt werden darf, wenn man nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten, und alle in Volksliedern aufbewahrte Begebenheiten, wohin auch dieſe zu gehören ſcheint, verwerfen will.

Wladimir der Große Swätoslawitſch war genöthigt, wider die Petſchenegen zu Felde zu ziehen. Beide Armeen trennte der Fluß Sula, der in den Dnepr fällt. Der feindliche Fürſt that Wladimir den Vorſchlag, dem Blutvergießen durch einen Zweikampf vorzubeugen; derjenige, deſſen Soldat blieb, ſolle ſich drei Jahre hindurch von aller Feindſeligkeit wider den andern, falls er von dieſen angegriffen würde, enthalten.

Wladimir nahm dieſen Vorſchlag ſehr ungern an; denn er hatte in ſeinem ganzen Heere keinen Soldaten, der dem feindlichen Krieger an Größe und Stärke gleich geweſen wäre. Er ſah ſich deswegen genöthigt an dem zum Kampf beſtimmten Tage um Aufſchub zu bitten. Man bewilligte ihn; aber Wladimirs Lage ward dadurch um nichts gebeſſert. Er gab alle Hoffnung auf, und überließ ſich der peinlichſten Unruhe. In dieſer

Gemüthsbewegung trat ihn ein Greiß an, der nebst vier Söhnen in seinem Heere diente, und sagte ihm, daß er noch einen fünften Sohn zu Hause hätte, welcher eine unglaubliche Stärke besäß. Der Fürst schickte sogleich nach diesen jungen Menschen, und ließ ihn auf sein Bitten eine öffentliche Probe seiner Stärke ablegen. Es wurde einem großen Stier ein glühendes Eisen aufgebunden, und der junge Mensch befehligt, ihn in seinem Laufe aufzuhalten. Die Freude des Großfürsten war ungemein, als der Jüngling in dieser Prüfung bestand, und nicht nur den Stier aufhielt, sondern ihm auch ein großes Stück Fleisch mit der Hand aus dem Leibe riß. — Der entscheidende Augenblick war nun gekommen; die beiden Kämpfer traten in dem Kampfplatz, und der Petschenege konnte sich beim Anblick seines Gegners, der gegen ihn nur ein Pygmän war, eines verächtlichen Lächelns nicht enthalten. Aber bald erfuhr er die Ueberlegenheit seines verachteten Feindes. Mit Kraft von diesem ergriffen und in die Höhe gehoben hauchte er zwischen den Fäusten des Russen, sein Leben aus. Furcht und Schrecken bemächtigte sich der Petschenegen; sie flohen, wurden verfolgt und größtentheils niedergehauen.

Es ist schwer zu bestimmen, wann und wie die gerichtlichen Zweikämpfe in Rußland aufgehoben sind. Die Ulieschenie des Zaren Alexei Michailowitsch erwähnet ihrer nicht mehr, und die Geschichtschreiber beobachten darüber ein allgemeines Stillschweigen. Das Andenken derselben ist noch nicht ganz verschwunden. Man zeigt in Moskwa noch den Platz, wo sie ehemals gehalten worden. Jetzt ist auf selbigen die St. Geor-

gen-Kirche erbaut, die man mit dem Beiſaz: auf den Kampf-Feldern, bezeichnet.

Auszug aus dem Teſtamente des vorletzten ruſſiſchen Patriarchen Joakim.

Charakteriſtiſch für die Denkart des Jahrhunderts, worauf Peter der Erſte ſo mächtig würkte, daß der Geiſt der Unwiſſenheit, des Aberglaubens, der Heuchelei, ſammt dem ganzen Heere geheiligter Vorurtheile nichts gegen ſeine weiſen, Aufklärung und Glückſeligkeit verbreitenden Anordnungen vermochte, iſt der letzte Wille des Patriarchen Joakim, eines Mannes, der ſich hinter dem Schilde gleichſam nationaliſirte, und in dieſem Auszuge ſeines letzten Willens zum Theil aufgeſtellter Vorurtheile, den Abſichten Peters des Erſten mit aller Macht entgegen ſtemmte, und der am Ende doch nur, nebſt allen ihm Gleichgeſinnten, der Schatten zu deſſen lichtvoller Gröſſe wurde.

Nach einigen in Teſtamenten gewöhnlichen Betrachtungen über Leben und Tod, und einem kurzen Glaubensbekenntniſſe, erzählt der Patriarch, daß er im Jahr 1655 im meſchigeriſchen Kloſter zu Kiew in Mönchsſtand getreten, und damals bei ſich ein Gelübde gethan habe, ſeine vielen, beſonders bei der Armee begangenen Sünden, in dieſem Kloſter als ein gemeiner Mönch bis an ſeinen Tod zu beweinen; da er aber (ob aus göttlicher Gnade, oder zur Strafe ſeiner Sünden, wiſſe er nicht,) nachher Biſchof, und ſogar Patriarch

von ganz Rußland geworden, so bekümmere ihn jetzt die Brechung seines Gelübdes; weshalb er die vier heiligen Patriarchen, und seinen Nachfolger auf den patriarchalischen Stuhle um Vegebung und Lossprechung, und alle übrige rechtgläubige Christen um ihe Gebet und Fürbitte für ihn ersuche.

Hierauf ertheilt er den beiden Zaren, Iwan Alexiwitsch und Peter Alexeiwitsch, dem zarischen Hause, der Geistlichkeit und dem ganzen Volke den patriarchalischen Segen, und bittet, die er beleidigt habe, um Vergebung. Dann folgen verschiedene Anordnungen wegen des Begräbnisses des sündigen Leibes, welchen er, da das meschigorische Kloster, wo er eigentlich begraben werden sollte, zu weit entlegen wäre, in einer nahe bei Moskwa gelegnen Kirche, nicht aber in der patriarchalischen Hauptkirche, ferner ja nicht im patriarchalischen Ornat, sondern in gemeiner Mönchskleidung zu begraben verordnet, theils weil die morgenländischen Patriarchen und sogar verschiedene Wunderthäter so begraben worden, theils auch um seine Seele, wegen der Nichterfüllung seines ehemaligen Gelübdes einigermaßen zufrieden zu stellen. — Dann folgen einige Vermächtnisse an Kirchen, und wegen seiner übrigen Nachlassenschaft, eine Verweisung auf ein besondres Verzeichniß. Zuletzt ermahnet er, um seine letzte Hirtenpflicht zu erfüllen, die durch seine Hände gesalbten beiden Zaren, zu frommer und gerechter Regierung, zum Eifer in der Religion, zur Beschützung der rechtgläubigen Kirche, u. s. w. und ertheilet ihnen bei dieser Gelegenheit wegen der in Rußland befindlichen Ausländer und fremden Religionsverwandten, mit patriarchalischem Ernst folgen-

den unſanften, mit der wahren Chriſtuslehre in grobem Widerſpruch ſtehenden Nach:

"Zerner werden die Herren Zaren nicht erlauben, daß irgend ein rechtgläubiger Chriſt in ihrem Reiche, mit den Ketzern und fremden Glaubensgenoſſen, als den Lateinern, Lutheranern, Kalvinern, und den gottesvergeßnen Tatarn, (die der Zar verwirft und die Kirche Gottes verflucht) Umgang und Freundſchaft halte; vielmehr werden ſie ſolche Feinde Gottes und Verächter der Kirche durch einen Zariſchen Befehl aus dem Lande vertreiben. Durchaus aber ſoll fremden Religionsverwandten nicht erlaubt werden, in dieſem rechtgläubigen Reiche ihre Religion zu verkündigen, oder mit Jemand zum Vortheil ihrer Religion zu ſprechen, noch ihre fremden ketzeriſchen Gebräuche zur Verführung der Chriſten einzuführen, welches ihnen bei ſchwerer Strafe zu verbieten wär. Zerner ſoll es ihnen auf keine Weiſe freiſtehen, ketzeriſche, verführeriſche Verſammlungshäuſer zu erbauen; vielmehr iſt es billig und nothwendig, diejenigen, die jetzt nahe oder mitten unter chriſtlichen Häuſern ſtehen, als Verſammlungsörter der Teufel niederzureißen. Denn die böſsgläubigen Tatarn und die von der heiligen Kirche abgefallnen Ketzer ſind alle verflucht. Der heilige Apoſtel Paulus befiehlt den im chriſtlichen Glauben verbundnen Brüdern, ſich aller Gemeinſchaft mit Böſen und Ungerechten zu enthalten, wie vielmehr ſoll jeder rechtgläubige Chriſt die verkehrten Ketzer und Verächter der heiligen Kirche fliehen. Denn die Ketzer: als lutheraner, Kalviner und lateiner, rathen und reden nicht, was der wahre Glaube fordert, ſondern was Menſchen erfunden haben, und dem wahren Glauben zuwider iſt. In den verfluchten

gottvergeſſnen Tatarn aber iſt gar nichts gutes zu finden, und doch leben ſie im zariſchen Reiche mitten unter Chriſten und in groſſen Städten. Es iſt eine nothwendige Pflicht, dieſe leute auf alle Art zur wahren Religion zu bringen. Der heilige Apoſtel ſpricht: habe nichts mit ihnen zu thun; denn wenn irgend ein Bruder (wie vielmehr ein Ketzer) wäre ein Hurer, oder ein Wucherer, oder ein Götzendiener, oder ein Säufer, oder ein Räuber, mit dem ſollt ihr auch nicht eſſen. Unter den Ketzern herrſchen alle dieſe Laſter, und doch giebts viele rechtgläubige und anſehnliche leute, die ſich nicht ſchämen, nach der Sünde zu fürchten, mit ſelbigen zu eſſen. Wie können aber ſolche Abtrünnige dem Fluche des heiligen Pſalmſängers entgehen, der da ſpricht: Verflucht ſein alle, die das Geſetz verlaſſen. (wofür Gott alle Chriſten bewahren wolle!) Und an einem andern Orte ſpricht er: thut von euch das Böſe! Hiedurch zeigt Gott ſelbſt, wie man mit den Ketzern und Ungläubigen umgehen, und was für Freundſchaft man mit ihnen halten müſſe.

Die wahre Wohlfahrth des Reichs iſt nicht anders zu erhalten, als wenn alle Einwohner deſſelben, rechtſchaffen vor Gott wandeln in guten Werken und Sitten; nicht wenn ſie fremde unchriſtliche Religion- und ſchwärmeriſche Gebräuche annehmen, mit Fremden von Religionsſachen ſprechen, und ihre verführeriſchen Lehren anhören; ſondern wenn ſie ſtandhaft, auf ihre väterliche wohlhergebrachte Gewohnheiten und Sitten halten. Denn es ſtehet geſchrieben: laſſet euch nicht von jeden Winde wehen, verachtet die alten nicht, und in allen was ihr thut, bedenket das Ende; an das Ende,

dem ich durch Alter und Schwachheit gebeugt mich elend nähere.

Ueber dieſes ſollen alle Leute nach ihrem Stande vorſichtig und mäßig leben und weder in Kleidung noch Wohnung äußern Glanz ſuchen, um nicht ſich und das ganze Reich in Armuth und Dürftigkeit zu bringen.

Ferner bitte ich Ihro Durchlauchtigſte Majeſtäten die rechtgläubigen Zaren, und beſchwöre ſie bei unſerm Gott und Heilande, daß ſie es auf keine Weiſe erlauben wollen, verfluchte Ketzer und fremde Religionsverwandte in ihren Regimentern über die Truppen, oder ſonſt im Reiche zu Befehlshabern und Anführern zu beſtellen, ſondern vielmehr ſtrenge Befehle ertheilen, daß ſolche Feinde der Chriſten in ihren Dienſten nicht gelitten werden. Denn ſolche Ketzer haben mit uns rechtgläubigen Chriſten nicht einen Glaubensſinn, ſie ſind mit uns in den Traditionen der Väter nicht einig, und der rechtgläubigen Kirche unſerer Mutter, fremd. Und was können ſolche verfluchte Ketzer einem rechtgläubigen Kriegsheere für Nutzen ſchaffen? nichts als Gottes Zorn werden ſie über uns bringen. Denn wenn die rechtgläubigen Chriſten nach kirchlichen Gebrauch und Gewohnheit beten, ſo ſchlafen die verfluchte Ketzer, beſorgen ihre ſchändlichen Geſchäfte, und verachten das Chriſtliche Gebet. Die Chriſten ehren die heilige Jungfrau und Gottgebehrerin Maria und alle Heiligen, und rufen ſelbige in allen Fällen um Hülfe an; die ketzeriſchen Befehlshaber bekümmern ſich um ſelbige nicht, und ſtoßen ärgerliche Schimpfwörter gegen ſie aus; ſie machen ſich nichts aus der heiligen Mutter Gottes, und allen Heiligen, ehren die heiligen Bilder nicht, und ſpotten über alle chriſtliche Frömmigkeit. Die Chriſten

fassen; die Ketzer aber nimmer; ihnen ist nach dem Ausspruch des Apostels der Bauch ihr Gott. Und was für einen Nutzen kann man von ihnen bei der Armee erwarten? Gott hat nicht Lust an der Stärke, sondern an denen die ihn fürchten, und auf seine Gnade harren. Gott sprach zu Mose dem Gottesseher; schaffet von euch das Böse. Auch war es dem Fremden nicht erlaubt in die Versammlung der Kinder Israel zu kommen. Ferner sprach der Herr zu Mose, wenn ihr in den Streit ausziehet, so hütet euch für jeden schändlichen Worte. In unserm rechtgläubigen Heere aber befinden sich wahre lebendige Götzenbilder, die gottvergeßne Ketzer, Lutheraner, Kalviner, und Lateiner; ja sie sind sogar Befehlshaber, Wölfe über die Schaafe Christi, welchen armen Leuten, sie lauter Drangsale anthun. Es ist nicht gut, daß in dem Zarischen Reiche, ein Ketzer und Ungläubiger über rechtgläubige Christen befehle, und richte. Sind denn keine rechtgläubige Leute zu diesen Diensten zu finden? Gottlob! es giebt genug rechtgläubige Christen im russischen Reiche, denen es weder an Geschicklichkeit, noch an Tapferkeit zu Anführern der Truppen mangelt. Der Apostel Paulus verdachte es den Corinthern sehr, daß sie sich von den Ungläubigen richten ließen. Ist denn kein Weiser unter euch, spricht er, der zwischen euch Brüdern richten könne; ein Bruder streitet mit dem andern und das vor den Ungläubigen! —

Die Fremdgläubigen, die vor Alters und auch zu unsrer Zeit bei der Armee gewesen, haben überall wenig Nutzen geschafft; denn sie sind offenbare Feinde Gottes, der heiligsten Gottesgebährerin, der heiligen Kirche, und aller rechtgläubigen Christen. Die recht-

gläubigen Christen streiten im Kriege, und wagen ihr Leben gerne, mehr für den Glauben und die heilige Kirche, als für Haus und Vaterland; die ketzerischen Kriegsbefehlshaber bekümmern sich um alles dieses nicht. Auch soll den gottlosen Tatarn in dem zarischen Reiche nicht erlaubt sein, rechtgläubigen Christen zu befehlen, oder rechtgläubige Unterthanen zu haben; man soll vielmehr, wenn diese Gottsvergeßne sich nicht taufen lassen wollen, ihnen ihre Unterthanen nehmen, und christliche Seelen den Händen gottloser Muselmänner entreißen. Hierum bitte ich euch große Herren und rechtgläubige Zaren inständigst und flehentlichst, und lege diese meine letzte Bitte allen künftigen Beherrschern Rußlands ans Herz; mein Wille hierinne ist des Herrn Wille, in dessen Namen ich euch als christliche Zaren nochmals bitte, daß ihr euch dieser Sache eifrigst angelegen sein lasset, und sie zur Erfüllung bringen wollet.

Die Gnade Gottes sei mit euch; der Herr sei eure Hülfe und Schutz wieder alles Böse; die heilige Jungfrau und Gottgebährerin Maria vertrete euch nebst allen Heiligen, die für euch ihr Gebet zu Gott bringen.

Zu dem erkläre ich hiebei, daß ich bei Gelegenheit des neulichen krimschen Feldzugs, als ein demüthiger Mönch wegen alles vorgedachten Vorstellung gethan, und ohne Unterlaß gebeten und gefleheet, und die Befehlshaber mündlich und schriftlich ermahnet habe, daß man keine Ketzer und fremdgläubige zu Anführern der Truppen bestellen sollte. Die Wohlgeborne Zarewna Sophia Alexiewna wollte mir aber damals nicht Gehör geben, und der Fürst Wassili Gologin, damaliger Oberfeldherr der Zarischen Truppen, folgte mir hierinne nicht. Nun ist aber bekannt und vielen

bewußt, wie es damals zugegangen, wie man sich in diesem Feldzuge verhalten, und was für Ehre wir davon gehabt haben. Und wer kann die erlittene Noth der Leute, und allen Schaden und alle Kosten berechnen.

Zum Beschluß bitte ich alle, die nach mir auf Erden bleiben, demüthigst um ihr Gebet, und lasse ihnen allen meinen oberpriesterlichen Seegen. Mich selbst empfehle ich der göttlichen Barmherzigkeit, und der unablässigen Fürbitte meiner Beschützerin der heiligen Jungfrau und Gottgebährerin Maria, und dem Gebete aller Heiligen, die Gott zu Gnaden aufgenommen hat, und rufe zu Gott meinen himmlischen Vater: Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist! Amen.

Geschrieben in der großen zarischen Residenz Moskwa, im Hause des heiligsten Patriarchen, im Jahr der Welt 7198, im Jahr Christi 1690, in den dreizehnten Indiction, im Merz Monate.

Hiebei bitte ich und beschwöre ich Ihro Zarische Durchlauchtigsten Majestäten, daß sie befehlen wollen, die heiligen Bilder des Gott-Menschen Jesus Christus und der heiligsten Gottgebährerin und aller Heiligen, nach alter griechischer Art zu mahlen, wie die alten wunderthätigen Bilder gemahlt sind; keineswegs aber nach den ärgerlichen neu erfundnen ungeziemenden Vorstellungen lateinischer und deutscher Bilder, die nach der Sinnlichkeit dieser Ketzer gemacht, und unsern kirchlichen Ueberlieferungen zuwider sind. Wenn irgendwo im Reich dergleichen in unsern Kirchen gefunden werden, ist's nothwendig, selbige auszuwerfen. Denn die Ketzer mahlen die heilige Gottgebährerin, die des redlichen Josephs vertraute gewesen, und Christum gebohren hat, mit unbedecktem Haupte und ge-

ſchmückten Haaren; auch mahlen ſie viele andere heilige Frauen mit unbedecktem Haupte, und heilige Männer nach den Gebräuchen jedes Landes. In der griechiſchen und ruſſiſchen Kirche aber ſind dergleichen Abbildungen nie im Gebrauch geweſen, und werden auch itzt nicht angenommen. Denn wir glauben, daß die heiligſte Gottgebährerin, auch nach Chriſti Geburth eine Jungfrau geblieben; die Kirche wird und kann ſolche neue Abbildungen nicht annehmen.

Auch ſoll nicht erlaubt ſein, Abbildungen der heiligen von Bildhauerarbeit in völliger menſchlicher Geſtalt zu machen, welches in der morgenländiſchen Kirche verboten iſt.

Ferner ermahne ich nochmals, daß den Ketzern und Fremdgläubigen nirgends im Reiche erlaubet werde, römiſche Kapellen, (Koſtelú) oder deutſche Kirchen, (Kirki) oder tartariſche Metſcheten zu bauen; auch daß neue lateiniſche und fremde Gebräuche, und neue Kleidungsarten nach fremden Sitten keineswegs geſtattet werden; damit die wahre chriſtliche Religion im chriſtlichen Reiche ſich immer mehr ausbreite, und der Glaube an Gott den Herrn von Tage zu Tage wachſe.

Zudem wundre ich mich über die zariſchen Hof- und Reichsbedienten, die in Geſandtſchaften in andern Ländern und Reichen geweſen ſind, und es ſelbſt geſehen haben, daß jedes Land ſeine eigne Kleidertracht und eigne Gebräuche und Sitten habe, und beibehalte; daß man daſelbſt keine Leute von fremder Religion zu Ehrenſtellen befördere und den Fremdgläubigen keine Tempel und Bethäuſer zu erbauen erlaube. In welchem uns benachbarten ketzeriſchen Reiche (wie z. B. Deutſchland) findet man ein Gotteshaus für unſere Glaubensgenoſſen,

zu welchen rechtgläubige Chriſten ihre Zuflucht nehmen konnten? In keinem. — Bei uns aber wird jetzt den Ketzern (das ſonſt nie geſchehen) erlaubt, verfluchte kezeriſche Verſammlungs- und Bethäuſer zu erbauen, in welchen ſie rechtgläubige Chriſten ſchimpfen und anbellen, unſern Glauben läſtern, die heiligen Bilder verunehren, die Chriſten verſpotten, und ſelbige Götzen- und Holzanbeter nennen. Alles dieſes nun iſt nicht gut, ſondern ſehr böſe und ärgerlich; auch iſt's die Pflicht aller rechtgläubigen Chriſten, beſonders aber der rechtgläubigen Beherrſcher, Zaren und Herren, für jetzt und ins künftige hierinne ein aufmerkſames Einſehen zu haben, und alles vorerwähnte zum Nutzen und Frommen des Reichs, noch mehr aber zur Ehre Gottes ins Werk zu ſtellen, deſſen Beiſtand und Hülfe ich ihnen hiezu in Chriſto unſerm Herrn wünſche und erflehe. Amen.

Der Ruſſe auch als Räuber noch Menſch von moraliſchem Gefühl.

Eine Ruſſiſche Dame reiſete vor einigen Jahren im Innern des Reichs. Ihr Weg gieng durch ein Dorf, das ſich ſeit kurzem durch Räubereyen und Mordthaten der ganzen Gegend furchtbar gemacht hatte. Durch unvorhergeſehene Umſtände verzögert ſich ihre Ankunft bis in die Nacht, und da die Poſtbauern ſich ſchlechterdings weigern, ſie weiter zu führen, ſo ſieht ſie ſich genöthiget, in einer Hütte abzuſteigen. Eine Unterre-

dung ihres Führers mit einigen Leuten des Dorfs, der sie unter der Begünstigung der Dunkelheit beiwohnt, flößt ihr die gerechtesten und schrecklichsten Besorgnisse ein. Bei ihrem Eintritt in die Hütte wird sie mehrere Kerle gewahr, die sich nach Landessitte auf dem Ofen gelagert haben. Ein altes Weib, deren Physiognomie eben nicht geschickt war, Zutrauen einzuflößen, beginnt ihren Anfang mit der Frage: warum sie sich geweigert habe, die Nacht im Dorfe zu verweilen, ob sie etwa glaube, daß es in ihrem Hause nicht sicher sei? und betheuert zugleich, daß sich keine Mannsperson in demselben befinde. Die Reisende, mit dem Charakter der Nation aus langen Erfahrungen bekannt, hütet sich wohl, diese Lüge zu widerlegen; sie äußert im Gegentheil das vollkommenste Zutrauen, setzt sich mit der größten Ruhe zu ihrem Abendessen, langt eine Brandtweinsbouteille aus ihrem Flaschenfutter hervor, nöthigt die auf dem Ofen gelagerten Kerle herunter und theilt ihren Vorrath unter sie aus. Dieses Betragen, die Brandteweinsflasche und die freundliche Miene der Geberin thun ihre Wirkung; das eingeschlummerte aber nicht erstickte Gefühl erwacht, und die originelle gutmüthige, sorgenlose und fröhliche Laune, die dem gemeinen Russen so eigenthümlich ist, ergießt sich bald in lärmende Gesänge. Als die Reisende sieht, daß sie ihren Zweck erreicht hat, legt sie sich in einem daranstoßenden Zimmer, dem Anscheine nach ohne Unruhe zu Bette, verbietet ihrem Bedienten, Gepäck und Gewehr in die Stube zu bringen, und löscht endlich sogar das Licht aus. Beym Anbruch des Tages findet sie ein russisches Frühstück bereit, und ihren Wagen zur Abreise fertig. Ihr Abschied von diesem Räubervolk war

eine der sonderbarsten moralischen Karrikaturen. Mit dem Eingeständniß ihrer strafbaren Handlung erhält sie von diesen Menschen zugleich die Versicherung, daß sie alle Durchreisende, die ihren Namen nennen würden, gut aufgenommen und mit Sicherheit beherbergt werden sollten; ein Versprechen, welches mit den rohen aber unverstellten Beweisen einer herzlichen Zuneigung vergesellschaftet war.

Beispiel einer seltnen Rohheit.

Ein russischer Fischer hatte eine Frau, welche dem Trunke ergeben war und noch überdem Untreue gegen ihn zu Schulden kommen ließ. Er lebte also mit ihr, wie man denken kann, nicht in dem besten Vernehmen. Durch einen Zufall ward er unvermuthet von ihr befreiet. Sie gieng eines Tages aufs Eis, um die Angelschnüre in den gehauenen Fischlöchern nachzusehn; die Ladung starker Getränke, welche sie so eben zu sich genommen, gab dem Kopfe das Uebergewicht, und sie stürzte ins Wasser. Vergebens suchte der Mann nebst seinen Nachbarn sie zwey Tage in der ganzen Gegend; am dritten gieng er wieder zu seinen Angeln, und fand die Schnüre mit einer ungewöhnlichen Last beschwert. Er zog sie mittelst eines Eishakens heraus und erblickte — seine Frau. Der Leichnam war ganz von Aalen umschlungen; er freut sich dieser unerwarteten Erwerbsquelle, nimmt die Fische ab und wäst den todten Kör-

per wieder hinein, um am folgenden Tage einen gleichen Fang zu thun. Er erreicht seinen Zweck, und treibt dies einige Tage fort. Endlich meint er, nun sei es doch Zeit, dem Leichname seine guten Dienste durch ein ordentliches Begräbniß zu vergelten, und zieht, mit Hülfe einiger Nachbarn, als geschähe es von ungefähr, ihn aus dem Wasser. Jene konnten seither gar nicht begreifen, woher sein Ueberfluß an Fischen käme; jetzt löste ihnen der von Aalen überdeckte Körper das Räthsel auf einmal; und alle verstellte Bestürzung des Fischers war vergebens. Sie zeigten den Vorfall sogleich bei der Obrigkeit an, welche den gefühllosen Menschen in Verhaft nehmen ließ. Seine Vertheidigung bestand darinn, daß, weil die Verstorbene bei Lebzeiten durch ihre Ausschweifungen, ihm vielen Verlust verursacht, er es für eine besondere Schickung gehalten, daß sie nach dem Tode noch ihn habe entschädigen sollen. Die Richter wußten nicht, wie sie über einen so sonderbaren Fall entscheiden sollten. Der Fischer saß lange gefangen, und was endlich noch aus ihm geworden, meldet der Geschichtschreiber nicht.

Eifer im Dienste.

Im Jahr 1721 machte Peter der Große die Einrichtung, daß, zur Sicherheit der Residenz, des Nachts Patrouillen umhergiengen. Unter andern hatten sie den Befehl, jeden, der nach zehn Uhr ohne Laterne auf

der Straße ſich finden ließe, in die Wache zu führen. Eine ſolche Patrouille begegnete einem Brigadier, der ſich von ſeinem Bedienten nach Hauſe leuchten ließ. Dieſen ließ die Schildwache paßiren. Der Brigadier aber mußte, aller Vorſtellungen ungeachtet, die Nacht in der Wachtſtube zubringen.